

Signale

Neue-Zeitung-Beilage
für Literatur und Kunst

21. Jahrgang, Nr. 1
17. Dezember 2004

Vorhaben verwirklichen

Waren es der Duft frischgepreßter Weintrauben, der süße Geschmack des Mostes, das submediterrane Klima, die ausgezeichneten Weine? Wahrscheinlich all das vereinigte sich in der Atmosphäre der Pension in Willand, in der das diesjährige VUdAK-Seminar stattfand. In der Weinstadt Willand war im September die Muse präsent, herrschte bei den Werkstattgesprächen eine ausgezeichnete Stimmung. Die Diskussionsfreudigkeit in der Literatursektion war wieder rege. VertreterInnen unterschiedlicher Generationen waren anwesend, und alle wollten aus ihrer Sicht die vorgelegten Texte behandeln oder gar „umschreiben“. Manche Texte in „Signale“ sind im Ergebnis dieser Diskussionen entstanden.

Besonders gelungen war die Gemeinschaftsausstellung und die Lesung im vollbesetzten Kulturhaus. Der Auftritt von Willander Kulturgruppen ermöglichte einen Austausch zwischen Autoren, Künstlern und Kulturschaffenden.

Auf der Generalversammlung wurden manche Projekte in Angriff genommen. Vorerst, so wurde bestätigt, sollen allerdings die diesjährigen Vorhaben verwirklicht werden. Veröffentlicht werden sollen ein Künstleralbum des in Nadasch lebenden Bildhauers Antal Dechandt (S. 14) sowie ein Tagungsband und eine Anthologie.

Von Generation zu Generation

Jede Literatur unterliegt Wandlungen, sie sind weitgehend und vorhersehbar und deshalb unbestimmbar. Das gilt auch für unsere ungarndeutsche Literatur.

Als in den frühen siebziger Jahren Schreibwillige zur Feder griffen und ihren eigenen Autorenweg zu beschreiten begannen, war eine Entwicklungsfolge zwar mit der Hoffnung auf Erfolg verbunden, doch zugleich von Zweifeln begleitet. Beides war berechtigt und verständlich, setzt Literarisches doch ein hohes sprachliches Können voraus, damit es Aufnahme und Widerhall findet. Beides war nicht vorhersagbar, solange Muttersprachliches im Zustand allgemeiner Unsicherheit verharrte, das geringer werdende Mündliche nicht vom Schriftlichen aufgefangen, gestützt und kommunikativ wieder aufgebaut wurde. Freimütigem Klagen – „Ach, mühsam bring ich Worte her...“ (E. Ritter) – mußte Kenntnissicherheit und sprachliche Vielfalt entgegengesetzt werden.

Bereits am Entwicklungsbeginn stand die Lebenswelt im Blickfeld dieses regionalen Strebens. Unterstellt wird ihm auch später von Kleingeistern der Verbleib oder gar das Verharren in lokaler Enge. Das ist deswegen unhaltbar, weil nicht unterschieden und bedacht wird, daß die ermutigende „Quelle der Literatur – wie überhaupt der Kultur – nicht die Welt, sondern die Region, der überschaubare Ort, die erfahrene Nähe ist“ (S. Lenz) und keine Literatur orientierungs- und

bindungslos lebt und bleibt. Darüber geben die frühen wie die späteren Texte berechtigt Auskunft.

In Annäherung an die erste Autorengeneration hatten vermehrt in den siebziger und achtziger Jahren auch Jüngere sich dem Schreiben zugewandt, wie in den Anthologien „Bekenntnisse-Erkenntnisse“ (1979) und „Jahresringe“ (1983/4) nachzulesen ist. Als dann 1989 die Anthologie „Das Zweiglein“ auf junge Autoren ungarndeutscher Herkunft verwies, weitere Texte vorstellte, deutete das auf eine Verzweigung. Zu fragen war und ist, ob es sich kräftigte und stattliche Zweige daraus wurden, denn nur sie haben in prüfender Wertung Bestand.

In seinem Nachwort stellte Béla Szende jeden dieser Autorengruppe in seiner Eigenart vor und verband damit die berechtigte Hoffnung auf weitere literarische Entfaltung. Dem soll an dieser Stelle nachgegangen werden, zumal sie unterschiedlich verlief. Bei einigen der elf unverkennbar stetig (V. Koch, J. Michaelis, R. Becker). Ihre frühen Texte ließen aufhorchen. Andere unterbrachen den Verlauf zeitweise (A. Manz, B. Bayer), wieder andere gaben das Ringen um das literarische deutsche Wort gänzlich auf (M. Fata, E. Gerner). Fortan bleiben solche Hin- und Abwendungen, sie sind nicht selten. Obgleich das zu bedauern ist, ist den Gründen hierfür nicht mit Vermutungen nachzuspüren.

(Fortsetzung auf Seite 2)

Aus dem Inhalt

Gedichte von Andrea Czövek
Seite 2

Texte von Angela Korb
Seite 3

Gedichte von Monika Szeifert
Seite 3

Pro Cultura Hungarica an
Dr. Helmut Rudolf
Seite 5

Gedicht von Béla Bayer
Seite 5

Sehnlichst erwartet
Seite 6

Gedichte von Robert Becker
Seite 6

Ludwig Fischer:
Mann und Hund
Seite 7-8

Die Melone im Brunnen
Seite 9

Stefan Raile: Marienbad
Seite 9-10

Herbstseminar der
Künstlergilde Esslingen
Seite 11

Stefan Valentin: Dreimal Heilig
Seite 11

Gespräch mit Josef Michaelis
Seite 12-13

Quellen und Formen einer
Sicherheit
Seite 14

Konstruktive Postmoderne
Seite 15

Franz Hock wurde 80
Seite 15



Bei der Lesung



und im Keller

Von Generation zu Generation

(Fortsetzung von Seite 1)

Im Rückblick auf die Texte der zuerst Genannten zeigt sich, in welcher Weise sie sich Neuland zuwandten. Neben dem gedanklichen Anknüpfen an früher schon Ausgesprochenes boten sie Weitergreifendes in bislang nicht gewagter sprachkünstlerischer Gestaltung. Auf sie ist zu verweisen, um zu ermessen, was sie bewegte und wohin sie den Leser führten. Hinter der eingestanden Selbstschuld Rittingers an Versäumnissen und Unzulänglichkeiten verbarg sich die vieler. Jüngere Autoren dagegen suchten nach anderen Pfaden der Gefühls- wie Problemerkennung und ihrer literarischen Gestaltung. Weniger Anlehnung an Vorgedachtes, Vorgeformtes, sondern Eigenem sollte und wollte gefolgt werden.

Wie unausgeschöpft und unbegrenzt die Welt der Gedanken ist, kann auch am Entwicklungsverlauf dieser Schreibenden abgelesen werden.

Valeria Koch, Claus Klotz, Josef Michaelis und Robert Becker sprengen in ihren Arbeiten Zurückhaltung wie Gedankenenge und führen zu bisher nicht Festgehaltenem, damit Neues erkennbar wird. Ihre Offenheit fördert das Bewußtwerden eigener Verpflichtungen im Umgang mit Vergangenen und Gegenwartsgeheimen. Da sie begriffen – wie auch die ihnen Nachfolgenden –, wie unumgänglich die kritische Auseinandersetzung mit Ungarn-Deutschem ist, war es nicht selbstverständlich, über sie als Nachkommen der Zeitzeugen hinwegzugehen. Darin liegt ihr Generationsverständnis. Mit Unausgesprochenem läßt sich nichts wirklich Neues und Wertvolles aufbauen, denn eines Tages wallt das Verdrängt-Verschwiegene hoch und fordert Auf- und Abklärung. Ist ein Mittelweg zwischen beiden begehbar?

V. Koch greift die sie und andere bewegenden zwiespältigen muttersprachlichen Verhältnisse auf und faßt das sie ahnungsvoll Bewegende in eine einzige kritische Aussage: „UNGARNDEUTSCH ist das Maß/des tüchtigen Aussterbens.“ Über sie ließe sich sagen: Sie bringt es auf den Punkt. Was steht dahinter? Welche Erschütterung? Welche Absicht löste sie aus? Denken mit ihr andere das gleiche über diese Schicksalsfrage? Inwieweit sich das von ihr Vorhergesagte letztlich bewahrheitet, das Aussterben sich vertüchtigt, liegt in der Hand jedes einzelnen. Fühlt man sich mit Herz und Verstand dem Deutschtum verbunden, so ist man zugleich der Muttersprache verpflichtet. Stellt man diese Einheitlichkeit in Frage, so kann dieser Absicht nur noch die Loslösung folgen: das Aufgeben des Deutschtums und seiner geschicht-

lichen Bedeutsamkeit für Ungarn. Aufgehen in einer anderen hätte Folgen für das literarische Leben und Sterben dieser Volksgruppe.

Claus Klotz dringt in seinen kritischen Texten in Bereiche ungarndeutschen gesellschaftlichen Umfelds vor und scheut sich nicht, spöttisch offen auszusagen, was eine wirkliche freie Entwicklung behindert. Sein Wollen ist auf Anstöße zur Handlungsveränderung gerichtet. Indem er an Deutlichkeit keinen Zweifel läßt, Tatsachen nicht umschreibt, sondern wahrheitlich benennt, entblößt er die scheinbare Harmonie als selbstdarstellende Gaukelei. Ohne Gleichberechtigung bleibt alles unwillkürlich. Darüber kann auch materiell-geistige Anpassung nicht hinwegtäuschen, solange zwischen Mehrheit und Minderheit das gemeinsame Miteinander nicht bestimmend ist. Das auszusprechen mag als hart empfunden werden, ist aber für die Anerkennung der geschichtlichen Wahrheit unumstößlich. Ebensovienig verschweigt Robert Becker diesen Verlauf, „Unsere Worte / waren schon im Moor / des Jenseits gekreuzigt...“, und hebt damit einen unerwünschten Zustand hervor. Er gibt dem Untätigsein die Schuld und der Taubheit der Welt, mit der das Unrecht der Vertreibung überhört wird. Wenige Jahre darauf verschärft sich seine Meinung in „Mein fremdes Land“. Unabweisbar ist seine tiefe Erschütterung, die in den Worten gipfelt: „...Mein fremdestes Land / ist dieses, aus dem / man auch mich / vertreiben kann.“

Béla Bayer sieht im Vergessen die Schuld, aber auch trotz schwieliger Lippen die Aufgabe, das Dämmern des Rufs „weientfernter Töne“ zu vernehmen, was nach wie vor gültig ist. Einer gewissen Aufwertung der deutschen Muttersprache ist zwar nicht zu widersprechen, doch es bedarf weiterer Kommunikationsbestrebungen, damit sich der Lippenzustand glättet. Josef Michaelis erkennt mit dem Blick auf die Welt der Gedanken und der Lebenswirklichkeit in seinem Gedicht „Ars Poetik“ Wesenhaftes und will für Bestimmtes hellhörig machen. Das leistet der Text auf ganz eigene Weise und setzt so Zeichen und Maßstab für das Betrachten von Mensch und Natur, von Wirkung und Gegenwirkung. Er fordert heraus „...Warum / sie so / LEICHTGLÄUBIG / sind?“ und auf, nachzudenken, einzudringen in hintergründige Zusammenhänge, nicht zufrieden zu sein mit dem, was vorgesetzt und vorgedacht angeboten wird. Dieser kritischen Denkweise ist zu folgen, um die hohen Vorsätze zu verwirklichen.

Inwieweit jüngere Autoren über das ihnen an Literatur Mitgegebene

(Fortsetzung auf Seite 4)

Andrea Czövek

Abendlied

Weißer Kerze in der Nacht,
harte Steine auf dem Boden,
schwarze Katze auf dem Dach,
starke, magische Worte.
Was bringt mir die Zukunft?
Werde ich glücklich sein?
Was sagen die Karten?
Liebt mich jemand
oder bin ich allein?
Ich wünsche mir einen Magier,
der die Liebe zeigt.
Weiße Kerze in der Nacht,
gute Nacht!

Fünfkirchen, 18. 07. 2004



Begegnung

Wer ist er und warum
schüttelt er meine Hand?
Warum sagt ihr mir kein Wort?!
Wer ist der MANN?
Ich möchte sofort wissen,
wer der Mann ist!
Oh, Gott! Er kommt wieder zu mir!
Hallo...Ich...bin...
A...Andrea...Ja, das ist mein Name.
Er lächelt und sitzt auf dem Stuhl.
Ich ...Ich möchte wissen...
wie du heißt...
Aber er spricht schon,
natürlich mit den anderen.
Mir ist jetzt sehr heiß.
Was mache ich denn?
Warum bin ich hier?
Ich gehe lieber nach Hause...
Nein, ich bleibe hier!
Ich möchte sofort wissen,
was will der Mann von mir.
Er lächelt mich an und ich schmelze schon.
Ich bin doch nicht verliebt!
Andrea, das wird nicht gut sein,
du sollst nach Hause gehen!
Aber wer ist der Mann auf dem Stuhl?
Ich möchte ihn nur lieben!

Fünfkirchen, 18. 07. 2004

Auf reinen Seen

Deine blauen Augen
sind reine Seen,
deine roten Lippen
sind wunderschöne Berge.
Ich möchte tief in diesen Seen versinken
und auf die wunderschönen Berge klettern.

Fünfkirchen, 19. 07. 2004

Stille Nacht

Höllische Macht
ewige Schlacht,
Mephisto lacht,
das Himmelsgewölbe kracht!

*

Gottes Ebenbild will
die Kraft zu richten besitzen.
Versucht das Wesen zu
begreifen und vergißt:
Güte schenkt ihm Mut,
Gott zu dienen.
Fazit:
Ohne Dienst keinen Lohn!

*

Die erste Generation starb
– die Überlebenschancen waren gering.
Die zweite Generation lebte
– sie war überwiegend kräftig
Die dritte Generation glaubt zu leben
– die unterste Stufe des Seins ist auch
mehr als das Nicht-Sein!

*

Die Barmherzigkeit der Kinder
erlischt mit der Täuschung
des Erwachsenseins.
Von da an erwirbt
das Motto der Selbstverwirklichung
die kindliche Naivität
Die Verwandlung in Weltfremde
ist vollbracht.

*

Der Chor der Engel
unter der Leitung
des begnadeten Luzifers
gibt am 666. Tag
des himmlischen Karnevals

ein Festkonzert im
goldenen Saale des
Wolkenpalastes.
Der Eintritt ist Himmels-
bewohnern freigestellt,
die Siedler von Dantes Hölle
dürfen das Konzert durch
feurige Luftröhren verfolgen.
Alle Interessenten werden
herzlichst eingeladen.
Die Sektion der Ungarndeutschen
erhält Sonderkarten
an der himmlischen Sparkasse.



Das Eisenkreuz

Im wilden Busch
umgeben von stacheligen Dornen
steht aus gewaltigem Eisen
das Kreuz

Selten nur
dringen Regentropfen
durch dichte Waldung
zu ihm herab

Einsam
ohne die Schar der Betenden
kündet es noch immer von der Kraft
des Glaubens

Die mächtige Zeit
ruhelooser Tage Herrscherin
findet in wüster Dornenödnis das Kreuz
als Zeichen der Hoffnung

Versammelt ums Kreuz
tragen die Seelen der Verstorbenen
über alle Zeit den Glauben an
das Wunder der Liebe

Blutwurst mit Sauerkraut

Er setzte sich an den Tisch. Der Kellner nahm seine Bestellung auf: Blutwurst mit Sauerkraut. Unsicher blickte er auf die karierte Tischdecke. Er war zum ersten Mal hier. Gasthäuser waren nicht sein Ding. Er schwärmte eher für Milchbars. Doch sein Arbeitskollege lobte die Küche dieses Gasthauses so sehr, daß er der Versuchung freien Lauf ließ. Er wollte es allen einmal richtig zeigen.

Den Kellner fand er ganz in Ordnung. Dezent, mittelmäßig aufdringlich, ein eigentlich sympathischer Typ. Einer, der das Leben locker nimmt. Er kannte solche Leute, doch er war anders. Seine Freundin hatte ihn verlassen. Wegen seiner Degradierung am Arbeitsplatz. Informationsmangel. In den Augen der Majorität hatte er eine politisch wichtige Frage falsch eingeschätzt. Es ist schon eine harte Nuß, wegen eines Berichtes über die Sperrung des Erzbergwerks wieder als Sprachlektor arbeiten zu müssen.

Nun wolle er nur noch allgemeine Themen umfassende Informationen sammeln. Der Besuch im Gasthaus war ein erster Schritt. Er versank so tief in die Fluten seiner trüben Gedanken, daß er kaum den Duft der üppigen Blutwurst wahrnahm. Er hatte den Kellner gar nicht auf sich zukommen sehen. Als wäre er in einem Traum, und vor sich das gedankenlesende Tischlein-deck-dich. Hektisch faßte er die Gabel und stach zu. „Ich werde es ihnen schon zeigen, was Sache ist!“ Er biß energisch in die Wurst. Der Geschmack löste sich in seinem Munde auf, verbreitete sich und endete mit dem Herunterschlucken des Bissens. Er schnappte sich Brot.

„Sie müßte mich jetzt sehen, dann würde sie nicht meckern. Ich hätte ihr sagen sollen, daß ich auch anders kann. Wieso nicht. Ich bin doch auch abenteuerlustig.“ Die Wurst verschwand vom Teller, Das Tempo, in dem er aß, übertraf jegliches Maß. Der Kellner eilte erschrocken an den Tisch und fragte den Gast hilfsbereit, ob alles in Ordnung wäre. Doch nichts war in Ordnung. Er stürzte zu Boden und versuchte, sich kriechend nach draußen zu schleppen. Die Blutwurst fühlte sich unwohl und löste sich von ihrem Bezwinger. Der Aufruhr um ihn herum kümmerte ihn nur wenig, er konzentrierte sich ganz auf sein eigenes Leiden. Er war froh. Körperliche Beschwerden fand er angenehmer als seine seelischen. In dieses Gasthaus würde er sowieso nicht noch einmal kommen. Dies hatte er schon vor seinem Eintreten mit sich abgesprochen. Er wäre jedoch glücklicher gewesen, wenn er einen eher unsympathischen Kellner vorgefunden hätte.

Der Mann, der an jenem Tage das Gasthaus betrat, war ledig, Journalist, Musikfreund und Vegetarier.

Wenn Blut nicht mehr verbindet...

Bittersüße Erinnerungen
an eine heile Welt...
geblieben ist nichts.
Gleiches gegen Gleiches
- eine schmerzhaftes Lehre.

Sanfte Berührung

Sein Blick fesselte mich
wie der Wind einen Schleier berührt.

Sein Wesen erfaßte mich
wie die Felsen die Wellen brechen.

Seine Seele bewegte mich
wie der Tau die Blüten erweckt.

Ein Hauch neues Leben...

DAS Leben

Erinnerungsblitze
vorbeischwebende Schatten
rasende Bilder
vergeudete Wege
ein Moment Unendlichkeit



Warum?

Du willst Blitze, Sturm, einen Orkan
- doch spürst nur eine leichte Brise.

Du willst in den Ozean tauchen
- doch schwimmst im sanften Teich.

Du willst den steilsten Gipfel erklimmen
- doch machst am weichen Hügel Rast.

Warum bleibst du bei mir?

(Fortsetzung von Seite 2)

bereits hinausdenken und sich in vieles bisher Ungesagte hineindenken, findet sich in anderen Texten dieser Anthologie. Worte zu Natur, Familie und den Gefühlsunterschieden, zu denen der Mensch fähig ist, sind unverkennbar eine neue Stufe.

Alfred Manz bewegt die Spurensuche nach einem „neuen Pfad“. Mit dieser Begrifflichkeit deutet er über das von ihm Gemeinte ins Unumgängliche für die ungarndeutsche Literatur. Bei ihm oder Robert Hekker u. a. sind es Ausformungen von Gedanken, die einerseits noch, andererseits nicht mehr das Anfängliche lyrischer oder erzählerischer Texte ausdrücken und Gutes erkennen lassen. An ihnen ist bemerkbar, wie anstrengend der Weg von der Handhabung des Sprachlichen bis zur künstlerischen Gestaltung sein kann. Arbeiten wie die genannten bauen auf Überlegungen, Bekanntes hinter sich zu lassen und Neues, Unbekanntes zu wagen. Daß über das schon einmal Vorgesagte erneut hinausgedacht wird, ist mutig zu nennen, erfahren Leser doch so mehr über sich und ihre Wirklichkeit. Diese Texte sprechen sich zugleich für gegenseitige Wiedernäherung in unserer kälter gewordenen Zeit aus. Sie nähren die Besinnung auf die Stellenwerte eines gefühl- und verständnisvolleren Miteinander. Die Verantwortung als mitgestaltender Staatsbürger lenkt so früh die Interessen auf Moralisch-Gesellschaftspolitisches, das in Arbeiten dieser Autorengruppe seine geistige Beachtung findet.

Mit diesen Gedankenbrücken zum gesellschaftlichen Umfeld und seinen Veränderungen wird ihr gewachsenes und der Kritik zugelegtes Bewußtsein deutlich. Es schweigt nicht mehr zu Auffälligem und Anstößigem, das es zu benennen gilt, damit Besseres gestaltet werden kann.

Heimat und Sprache sind und bleiben miteinander verknüpfte Gestaltungsbereiche, in die Eigenes der Lebens- und Erfahrungswirklichkeit gedankenbereichernd einfließt. Daß in ihr Erinnerungen und Gedankenspiele auch ihren Platz finden können, ist weder abwegig noch verwunderlich. Sie sind Teil literaturwürdiger Übungsfelder. Ohne sie wäre ärmer, was gestaltet werden will und kann.

Gab diese erste Textausgabe einer Gemeinschaft junger Autoren zugleich den Einblick in biographische Gedanken über Haltung und Richtung weiteren Wirkens frei, so verstärkte sich der Eindruck in Folgetexten. Angeboten wurden sie in Einzelausgaben (z. B.: „Budapester Resonanzen“ von N. Bradean-Ebinger, J. Michaelis „Sturmvolle Zeiten“, V. Koch „Wandlung“, B. Bayer „Graublau“) und in der jährlich vorgelegten Literaturbeilage der Neuen Zeitung unter dem Titel „Signale“. Hervorzuheben sind jene mit

Von Generation zu Generation

Umdenken zu Offenheit und schärferer Problemsicht, die Überliefertes kritisch betrachten, ausweiten und fortführen, was sich vereinzelt und behutsam zuvor abzeichnete. Diese Generationsfolge schließt nicht aus, sondern werterhaltend freiere Vielfalt ein. Ihre dazu gestalteten Texte führen neben den bereits an anderer Stelle gewürdigten zu unerwartet tieferem Eindringen in bisher Unausgesprochenes. Bislang aus unterschiedlichen Gründen Umgangenes oder nicht Veröffentlichtes wird mit klarer Zielsetzung festgehalten, fördert das Verlassen geistiger Enge und die Überwindung von Schranken. Umgänglicher Harmlosigkeit wird mehr und mehr das Verändern der Gedankenwelten und Tatsächlichkeiten entgegengesetzt.

An diese Autorenentfaltung, die als beispielhaft eingestuft werden kann, erinnert eine Textgruppe, deren zeitgeschichtlichen Male die thematischen Schattierungen hervortreten lassen. Ihre Gegenwartsbindungen im engeren wie im weiteren Sinne sind ebenso in Arbeiten nachweisbar, die nach 1989 entstanden. Insgesamt setzten sie Wegmarkierungen für Späteres, denn sie tragen Richtungsweisendes in sich. Lyrisches äußert sich wie Erzählerisches zu Geschichtlichem, Ungarndeutsches eingebettet, wie auch zu Ethisch-Sittlichem und Kulturellem. J. Michaelis ist Zeuge für diesen hohen Entwicklungsgrad z. B. mit seinen „Randbemerkungen“, gleichfalls R. Becker mit „Geplündert“ oder „Requiem. Ein Monolog“, V. Koch mit „Haben und Sein“ oder „Marquise Posa“, A. Manz mit „Variationen“, M. Klotz mit „Stufen“, L. Kolbach mit „Ein Plakat“ und „Gedanken“, N. Bradean-Ebinger mit „Monolog mit einem Außerirdischen“ oder Stefan Raile mit seinen Erzählungen „Dachträume“. Seine beiden Romane „Die gehenkten Puppen“ (2001) und „Die Melone im Brunnen“ (2004) sind der lange erhoffte Höhepunkt für unsere ungarndeutsche Literatur. Beide wurden bis jetzt leider nur in Deutschland verlegt. Leser hier dürfen erwarten, daß sie ihnen zugänglich sind, sie nicht ausgeschlossen bleiben.

Diese und andere Texte ergreifen und bewegen den Leser, sie klären auf, beeinflussen ihn und nähren seine Erwartungen. Das ist die unbestreitbare Bedeutung dieser Autorenleistungen. Dabei ist unerheblich, ob sie in kürzerer (Epigramm) oder längerer Form (Erzählung) gefaßt ist.

Der Textzuwachs deutet zwar nicht auf eine Unterbrechung der Stetigkeit, doch ist zu bedenken: Vorankommen und durchsetzen als Schreibender kann sich nur der Beständige, in seinem Wollen tatsächlich Literarisches zu schaffen. Davon kündigt das Textangebot der

neunziger und der Folgejahre, es bereitet das zweite Jahrtausend gedanklich vor.

Zeichnet Bemühen die unterschiedlichen Autorenwege zu bisher Unerreichtem aus, so ist davon die umrißhaft erkennbare Nachfolgegeneration angespornt, Schritte ins Neue einzuleiten, Überliefertes in seiner reichen Verschiedenartigkeit zu beachten und Eigenes zu gestalten. Ablesbar an diesen Lyrik- und Prosaarbeiten ist Geschichtliches in inniger Einheit mit einfühlsamer Heimatlichkeit als prägendes Bild sowohl in Ansatz wie in Ausformung.

Führen die Aufrufe der Neuen Zeitung, zur Feder zu greifen, zu breiterem Echo, worauf die Arbeiten von Andrea Czövek, Melinda Doór, Anita Horváth oder Ildikó Buszlauer hindeuten, so darf Weitung angenommen werden. Allerdings setzt nicht jeder Schreibende fort, was er begann. Nachstehende Auswahl ist jedoch gestützt auf Schaffensfreude, Häufigkeit literarischen Übens und Wagniseinsicht. Diese Texte tragen Kennzeichen der Wegsuche und Wegfindung, sie sind außerdem Beispiele anspruchsvoller Gestaltung der Einheit des Thematisch-Sprachkünstlerischen.

Jeder dieser Lyriktexte überzeugt und spricht für Ähnliches.

Alfred Manz:

Bilanz

um die Jahrtausendwende

Sprachverwurzelt
schafften noch unsere Großeltern
Sprachlos,
in Traditionen verwurzelt
schufteten unsere Eltern.
Entwurzelt
lernen unsere Kinder
wieder
Hochdeutsch

Monika Szeifert:

Schicksal

Überholte Erinnerungen
Verlorene Kreuzungen
Irrwege des Seins
Ein scheinbar endlos langer Weg
Voller Träume

Koloman Brenner: Verhör

Es tröpfelt
das ölige Wasser
der Vergangenheit
auf unsere Köpfe
das Verhör
geht weiter
und wir
gestehen

**Andrea Korb:
Ungarndeutsche**

gepriesen vertrieben
gekreuzigt begraben
gelassen verlassen

Gemeinsam ist diesen und ähnlichen Gedichten die Kraft, sinnstuchende Nachdenklichkeit anzulegen. Darin liegt ihre Gedankenfreiheit. Obwohl jeder dieser Texte für seinen Autor einen erklärbaren Hintergrund hat, signalisieren die einen zeitliche Gegenständlichkeit, sie in ihrem tatsächlichen Ausmaß ihrer Geschichtlichkeit zu erfassen. Damit schaffen sie zweifachen Erinnerungsfördernden Bezug zu Vorherigem und betonen so Unabwendbarkeiten. Auffindbar ist beides in der ausdrucksvollen Vielstimmigkeit dieses literarischen Lebens, seiner Tatsächlichkeit.

Andere Gedichte sind dagegen mehr Deutungsaufruf als Wissensabruf, denn sie haben – wie die Prosaarbeiten – ihre eigenen Voraussetzungen, in die das Leben mit seinem Auf und Ab einfließt. Es liegt weder ausschließlich im ferneren oder gegenwartsnahen Geschichtlichen noch einseitig im Persönlichen und in seinem Innenleben, hat doch auch das literaturschaffende Bewußtsein viele Schichten und Ebenen. Sie so zu gestalten, daß sie dem Leser wesentlich nahe kommen, er sich davon angesprochen und berührt fühlt, vielleicht sogar bleibend, ist bewegend und eindrucksvoll zu nennen.

Im Unterschied zur Freiheit des Lyrischen sind Prosatexte dem Tatsächlichen näher, weniger umrißhaft und deutungssoffen, wie auch die Texte von Stefan Valentin (Signale 2002) und Christina Arnold (Signale 2003) zeigen. An ihnen und ähnlichen Arbeiten klärt sich, was bereits vor mehr als zwanzig Jahre in einer kritischen Aussprache hervorgehoben wurde: Ursachen für Leistungsunterschiede sind in der eigenen Lebenserfahrung, den persönlichen Ansprüchen an die Gestaltungsfähigkeit zu suchen. Beide Autoren fanden für sich einen Pfad, ihrem Wollen Gestalt zu geben. Valentin bietet etwas Auffallendes: Weltgeschichtliches und Persönliches fließen zu einem Wunschtraum zusammen. Humorvolles ist mit Ernstem gepaart, wobei nicht das Unmögliche die Gedankenfreiheit, überhaupt so zu denken, eingrenzen darf. Valentin erinnert an Bedeutsames eben auf eine nicht alltägliche Weise und stellt in verwandten Texten überlegenswerte Beziehungen her, wie sie kaum so gesehen werden. Seine schöpferischen Möglichkeiten scheinen in dieser Gedankenausformung ihren Leistungsgrad zu finden.

Ein scheinbar gewöhnliches Möbelstück, der Tisch, fand die Aufmerksamkeit Christina Arnolds. Obwohl er überall seinen Platz hat, in jeder Größe, Gestalt und Form, in

(Fortsetzung auf Seite 5)

Pro Cultura Hungarica an Dr. Helmut Rudolf

Dem 75jährigen deutschen Germanisten Helmut Rudolf wurde am 14. April im Ministerium für das Nationale Kulturerbe in Budapest für die Betreuung der ungarndeutschen Literatur die Auszeichnung Pro Cultura Hungarica verliehen. Die hohe Auszeichnung überreichte Vizestaatssekretärin Dr. Márta Schneider in Anwesenheit von zahlreichen Freunden und ehemaligen Studenten von Dr. Rudolf. Anbei veröffentlichen wir die Laudatio.

Aus zwei heute nicht mehr existierenden Staaten mußte Herr Dr. Helmut Rudolf, der Mann der Wissenschaft, flüchten, um jene Freiheit zu finden, die die Philologie bietet. Vielleicht ist es kein Zufall, daß er in der inneren Perspektive der belletristischen Texte, in der Anforderung nach Authentizität, nach getreuer Repräsentation der winzigen Wörter, der kleinsten Schriftzeichen und im untätigsten Dienst am wissenschaftlichen Denken den wichtigsten Gehalt seines Lebens gefunden hat. Die Kultur sucht Menschen, um sie an sich zu ziehen und sie nach ihrem Angesicht zu formen. Sie erreicht uns langsam, auf der Ebene der Wörter, und was sie uns gibt, darüber können wir uns nur freuen. Wen das Schicksal besonders lieb hat, der kann auch anderen helfen, den Wert zu erkennen, den er entdeckt hat, und der zu



seinem Bestandteil geworden ist.

Die Gedenkplakette wird jenen verliehen, die die Botschaft der heutigen Zeit verstanden haben, die in ihrem Innersten schon lange die Geteiltheit Europas überwunden haben, die die dem Wissen im Weg

stehenden Schranken geöffnet und der ungarischen Kultur den Weg bereitet haben. Ich gratuliere Ihnen, Herr Dr. Helmut Rudolf! Gestatten Sie, daß ich die erschienenen Gäste in einigen Worten über Ihr bisheriges Schaffen informiere.

Herr Dr. Helmut Rudolf hat an der Lajos-Kossuth-Universität in Debrecin Fortbildungen für Mittelschullehrer gehalten, hat an der Redaktion einer wissenschaftlichen Zeitschrift teilgenommen und für den Budapester Corvina Verlag die Übersetzung der schönsten Werke der ungarischen Dichtung ins Deutsche organisiert. Er hat am Deutschen Lehrstuhl der Pädagogischen Hochschule in Fünfkirchen unterrichtet, hat eine bedeutende Rolle im geistigen Leben der deutschen Minderheit in Ungarn gespielt, hat deutsche Märchen- und Sagensammlungen bearbeitet, Lehrbücher der Hochschule redigiert, systematisch an den Werkstattgesprächen der ungarndeutschen Schriftsteller und Dichter teilgenommen. Neben dem Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler und der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen hat Herr Márton Kalász, der Vorsitzende des Ungarischen Schriftstellerverbandes, persönlich vorgeschlagen, ihm die Auszeichnung zu verleihen. Er hielt Vorträge auch an der Universität Wesprim. Ich bitte Sie, die Tätigkeit, die Sie begonnen haben, ungebrochen fortzusetzen. Sie haben uns gelehrt, daß es sich lohnt, das Tor der Welt der Werte zu durchschreiten.

Herr Dr. Helmut Rudolf, der Minister für das Nationale Kulturerbe der Republik Ungarn, Herr István Hiller, hat Ihnen für Ihre jahrzehntelange, erfolgreiche Tätigkeit im Interesse der Schaffung und Förderung der gegenwärtigen ungarndeutschen Literatur die Gedenkplakette „Pro Cultura Hungarica“ verliehen.

Von Generation zu Generation

(Fortsetzung von Seite 4)

keiner Wohnung, keiner Familie fehlt, bleibt seine Wertschätzung meistens vermindert. Unter ihrer Betrachtung aber wird er zu etwas Herausgehobenem. Alltäglichkeit wird mit der Familiengeschichte eindrucksvoll verwoben. Dieser „Einfall“ verdient das Lob der Leser deshalb, weil dieser Gegenstand das Besondere heraushebt und bewußt macht. Dieser Tisch ist in ihren Augen ein Sinnbild ungarndeutscher Gemeinsamkeit und zugleich „Zeuge der Geschichte“. Er ist Mittelpunkt der Familie, an dem gegessen, gesprochen, beraten, gelacht, geweint, Freud- und Leidvolles ausgetauscht wird. Er ist in seiner Brauchbarkeit mit seinem Auf und Ab, dem Hier und Dort, dem Unten und Oben „Tatzeuge“ ungarndeutscher Wirklichkeit, all ihrer Generationen, Umstände und Verhältnisse. Zweifellos belebt das die Fantasie des Lesers.

Über viele Jahre schien es, als ob das Ungarndeutschtum in der Vergangenheit versunken wäre. Der Selbstbesinnung und dem Entwicklungsverlauf ungarndeutscher Literatur seit dem Frühstadium mit Georg Fath, Engelbert Rittinger, Josef Mikonya, M. A. Thomann, Ludwig Fischer, Franz Zeltner, Nikolaus Márnai u. a. bis in die Jetztzeit ist all das Geschaffene und Geleistete zu danken. Es vollzieht sich nicht beständig, sondern in einem Neben- und Miteinander der Autorengenerationen. Mit ihnen gewann das deutsche Wort wieder an Wert und veränderte die Welt der Gedanken, Gefühle und Gesinnungen. Sie frei auszusprechen – „Das Gedicht macht mich traurig“. / „Ich bin froh, den Text gelesen zu haben, er bereichert mich.“ – deutet auf den Grad innerer Bewegtheit, zu der auch ungarndeutsche Literatur mit ihrem Können fähig ist.

H. Rudolf

Béla Bayer

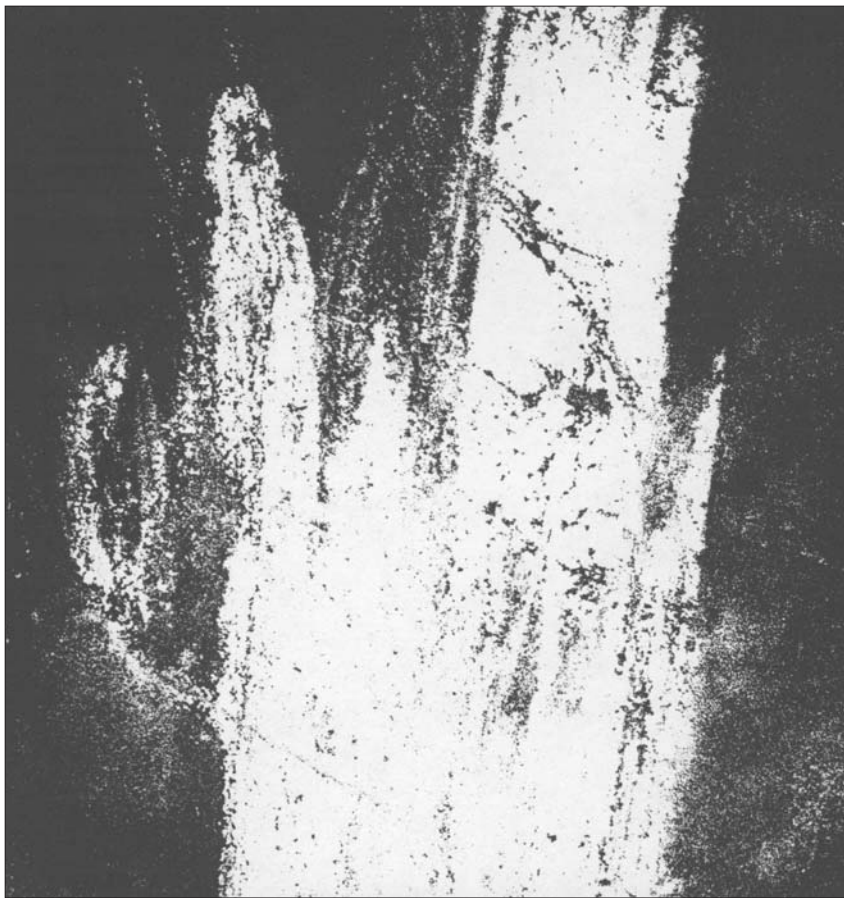
So im Nachhinein

Als ein
sich von Trauer loslösender Stern,
auf dem kirschroten Fohlen
der Morgendämmerung,
male ich dich auf die Wand
meines gestrigen Daseins.
Im Nachhinein
wirst du quälend lebendiger.

So wie aschgraue Wolfswelpen
sich vom Fieber der Feuerlilie röten,
wie der Charme deiner Augen beichtet,
wie deine weiblichen Geheimnisse
sich in Blüten wandeln.

Ich hoffte, wie ein schüchterner Faun
könnte ich in deinen Lenden weilen,
in deinem perlenden Schoß.

Dennoch mußte ich hämisch
meine Zellen warnen,
sollen sie dich nicht entern
an den schneeweißen Ufern auf Lesbos.



János Wagner: Lichtsignale 1

Sehnlichst erwartet

Vom 16. bis 19. September fand in der Branauer Weinstadt Willand das jährliche Treffen des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler, VUdAK, statt. Dazu gehörten auch die Werkstattgespräche. Hier hatten die Autoren die Möglichkeit, einander ihre Texte vorzustellen und die Meinungen ihrer Kollegen dazu zu hören. Einer der teilnehmenden Autoren war Koloman Brenner, Germanistiklehrer an der Budapester ELTE und an der Fünfkirchener Universität, der seit Jahren aktives Mitglied des Verbandes ist. Signale traf den Autor in einer Besprechungspause in Willand und befragte ihn.

Herr Brenner, was hat Sie zum Schreiben motiviert?

Weil ich von Beruf Sprachwissenschaftler bin, wundern sich die Leute immer wieder darüber, daß ein solcher Gedichte schreibt. Seit 91/92 schreibe ich; die ersten Versuche habe ich selber nicht so ernst genommen, muß ich ehrlich gestehen. Das Schreiben habe ich eher als ein Ventil gesehen. Ich habe mich ziemlich intensiv mit der ganzen Problematik Deutsche in Ungarn beschäftigt, beruflich genauso wie privat. Mit der Zeit ist dann die Phase gekommen, wo ich bei VUdAK mitgearbeitet habe, und da merkte ich, daß diese Gedichte auch für andere etwas Wichtiges enthalten. Doch so richtig ernst habe ich das erst genommen, als dann auch Fachleute ein sehr großes Interesse für meine Werke zeigten.

Nun wurde bei Tagung besprochen, daß nächstes Jahr ein Band von Ihnen in der Reihe der VUdAK-Bücher erscheinen soll.

Ja, und ich freue mich sehr darüber. Der Verband wird sich um Finanzmittel bewerben, und dann kann 2005 mein Band höchstwahrscheinlich auch erscheinen.

Können Sie uns schon verraten, was dieser Band enthalten wird?

Eine Auswahl meiner bisher in der Neuen Zeitung oder in Signale erschienenen Gedichte. Ich habe drei Themenbereiche für diesen Band ausgewählt. Im ersten Themenbereich, betitelt mit „Beheimatet“, präsentiere ich meistens Gedichte, wie zum Beispiel „Ödenburg“ oder „Ungarndeutsche“, die vielleicht bekannter sind. Die Thematik ist eindeutig: das Ungarndeutschtum. Der zweite Teil trägt den Titel „Spürsinn“, es ist eher Impressionistisches, also Gedichte über das, was das Leben so mit sich bringt. Der dritte Teil trägt den Titel „Antasten“, er widmet sich der „großen Problematik“ weibliches Geschlecht.

Haben Sie auch schon eine Idee, wie der Band heißen wird?



Der Titel wird höchstwahrscheinlich „Sehnlichst“ lauten. Er ist einem Gedicht von mir entlehnt, das in der Neuen Zeitung veröffentlicht wurde.

M. H.

Koloman Brenner Gespeichert An M.

Ein Foto
von der Seite
runtergeladen

als Datei gespeichert

man kann es
drucken
und vergrößern

trotz guter Auflösung
roch dein Haar
beim Abschied
besser

2003

Der Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler ist nur unter folgender Adresse zu erreichen:
Budapest, Lendvay u. 22
H-1062
Tel./Fax: +36 (06) 1 354 06 93
E-Mail: neueztg@hu.inter.net
Internet: www.neue-zeitung.hu

Robert Becker

Später Jonas

mein Herr!
die Welt ist
laut geworden.
mein Gebet
dringt nicht mehr
hoch zu dir.

Preßlufthammer
donnern deine
Psalme
– und von den
Autobahnen
dröhnen sie entgegen.

an dir vorbei
führt der Weg
auch heute nicht:
wo alles brüllt,
bist du die Stille,
wo Steine fallen,
bist sanft wie Flaum.

nur meine Gebete
die zermürbten
hebe auf mein Gott –
und versenke sie
im tiefen Schwarz
deines ewig weißen
Schweigens!

Knaustausch

das Licht ist zuviel
um endgültig auszugehen:
wenn gleich Stromausfälle
die Zellen betäuben –
die Wache ist munter.



Dämmerung

heilsam erhebt sich
mein schwarzer Engel:
graue Träume sät er
wie Opium aus Mohn
auf den Sandacker
sonniger Tage –
und übertüncht auch
mein klebriges Leben
mit dem Dunkel
ewiger Stille

Seemannslied

Du kaperst mein Leben
und ziehst mich an Land –
holst ein meine Segel
und verteerst meine Lecks.

laß mich entladen die Fracht
und schreien mit Möwen
bei Ebbe und Flut.

doch packt mich ein Weh
nach den Häfen der Ferne
so leg mir die Hand
auf die Augen
und gebiete zu schweigen
dem Wind und den Wellen
bis einkehrt zur Nacht
die Stille der Molen.

Kurzschluß

im Minutentakt geben wir einander
zu Protokoll.
wie Tagebücher
verblättern uns
ungeahnte Termine.

Der alte Holz Michl blieb nach der Beerdigung seiner Frau noch lange auf dem Friedhof. Man legte noch Blumen und Kränze aufs Grab. Ein hagerer Mann brachte das hölzerne Kreuz und steckte es in die lockere Erde des Grabes. Der Priester betete noch ein Vaterunser und ein Ave, dann nickte er Holz Michl zu. „Gelobt sei Jesus Christus!“ Mit dem Meßdiener ging er dem Ausgang zu.

„Mein Gott!“ blickte der alte Mann auf das hölzerne Kreuz. „Lieber Gott! Therese Holz – 68 Jahre alt. Ist das wahr? Ist das überhaupt möglich? Wäre damit alles aus, Resi? Warum?“ Er schaute den Leuten nach. „Alle sind sie weg. Auf deinem letzten Weg haben sie dich noch begleitet, jetzt sind sie aber weg. Allein, mutterseelenallein stehe ich jetzt hier an deinem Grab. Von nun an immer allein. Für mich ist schon alles bedeutungslos! Auf Schritt und Tritt höre ich deine Stimme, ich will dich fragen, ich will alles mit dir besprechen, wie immer. Aber das hölzerne Kreuz mit deinem Namen steht hier vor mir. Deine Seele, Resi, dein stilles Lächeln, deine liebe Art kann mir auch das Grab nicht nehmen.“

Er war froh, daß die Leute gegangen waren. Als er vor dem Sarg stand, weinte er nur still vor sich hin, dicke, salzige Tränen im harten Gesicht, als würgte ihn etwas. Nun weinte er wie ein verzweifelt Kind, bittere Tränen weinte er.

„Warum hast du mir das angetan? Warum hast du mich allein gelassen? Oh, mein Gott! Liebe Gottesmutter, sei ihre himmlische Fürsprecherin, Schutzengel mein, stehe ihr bei!“

Am Abend ging er noch lange nicht zu Bett. Er holte alte Fotos herbei. Für Bilder hatte er früher kaum Interesse, besonders was Ansichtskarten betraf. Jetzt suchte er Resi auf den Bildern. Er saß noch lange am Tisch. Die Fotos weckten Erinnerungen...

„Mein Gott! Die Weinlese bei Ackermanns! Da sind sie alle. Der Bauer und die Bäuerin. Ackermann Opa mit seiner Pfeife, die Nachbarn und Kinder, groß und klein. Frohe Gesichter und du stehst an meiner Seite, in deinen Augen die Wärme, unsere Liebe. In meinem Blick die beglückende Gewißheit, daß wir beide für immer zusammen gehören. Auf immer und ewig! Das Bild von unserer ersten gemeinsamen Reise nach Budapest. Da sitze ich mit dir im Stadtwaldchen an einem kleinen, weißen Tisch. Leise Musik, überall Leute, jung, laut, wir essen aber still unseren Bratfisch, Fisch mit Salat, du willst auch noch Eis mit Sahne. Überall das schattige Grün der alten Bäume. Blumen auf unserem Tisch. Auch Bier. Sommerzeit. Du faßt mich an der Hand und lächelst mir zu. Mein Gott! Waren wir jung! Hatten wir's schön!

Die Katze kratzte an der Tür.

„Komm nur, Mieze, ich bin schon da! Warum schaust du mich so seltsam an?“ Die großen Katzenaugen blickten traurig zum alten Mann,

dann sprang sie aufs Bett, schnupperte herum, schaute wieder hinüber zum Tisch, dann ließ sie Töne hören, die an bitteres Weinen eines Kindes erinnerten.

„Komm, alte Katze! In der Küche steht noch deine Kost. Zwei Tage hast keine Speise mehr angerührt. Mieze! Komm Mieze!“

Sie saß auf dem Bett und guckte immer wieder zum Tisch.

„Komm, unsere schöne Miezekatze, unsere Resi kommt nicht mehr

Abends holte er oft Resis Rosengarten-Gebetbuch aus dem Schrank. Er setzte sich mit dem Gebetbuch an den Tisch. An der Wand war das braune Holzkreuz, das Resi vor Jahren aus Marjud mitgebracht hatte. Er blätterte immer wieder im Gebetbuch herum, Resi betete jeden Abend diese Gebete, er wollte nun die Worte, die Sätze sehen, die sie so viele Male gelesen hatte.

„So lange ich lebe, bleibt die Erinnerung und in der Erinnerung lebst

Ludwig Fischer:

Der alte Mann und der Hund

zur Tür herein. Nie wieder! Sie hat uns beide allein gelassen. Du wirst meine Katze! Warst ja ihr Liebstes! Jetzt wirst du bei mir schlafen. Geh nicht weg, Mieze, laß mich nicht allein! Ich habe aber unsere Hühner vergessen, komm, wir müssen noch den Hühnerstall zusperren, sonst kommt der schlaue Fuchs vorbei. Siehst du, jetzt müssen wir schon alles selber machen.“

Auf einmal war der Holz Michl ein alter Mann. Ein müder, alter Mann. Im Haus war noch alles, wie es Resi gern hatte. Alles auf seinem Platz. Alles auf seinem gewohnten Platz, und den alten Mann überkam doch die endlose Leere. Ab und zu kam er in das kleine Geschäft um die Ecke. Er kaufte Brot, Milch, Käse, Salami, hie und da auch etwas Fleisch. Konserven. Maggi- und Knorrgerichte.

„Leider können wir nicht kochen, Mieze. Oder kannst du vielleicht? Ich werde es aber versuchen. Die Nanttschi aus der Nachbarschaft wird es mir schon beibringen. Etwas Einfaches! Komm, Mieze, du bekommst jetzt deine Milch. Auch eine Delikatesse nach der feinen Milch. Blutwurst. Einen Schnitt. Kein großes Stück, übertreiben wollen wir nicht. So. Lecker, was?“

Vormittags arbeitete er hinter ihrem Haus im Garten und im kleinen Weingarten. Von zu Hause ging er kaum weg. Mieze begleitete ihn im Garten auf Schritt und Tritt. Sie wälzte sich im mastigen Gras, dann wollte sie den alten Mann mit ihren unerwarteten Sprüngen erschrecken.

„Du bist aber eine ganz tolle Katze! Das muß ich dir schon sagen.“

Er guckte ihr nach.

„Toll! Resi würde sich aber freuen, wenn sie deine Meisterstücke sehen könnte!“

Er hatte immer wieder das Gefühl. Resi sei in der anderen Weingartenreihe.

Er hätte schon fast gesagt: „Guck mal, Resi, wie toll deine Katze ist!“

Mein Gott! Sie kommt nie mehr in den Weingarten, sie wird nie mehr die reifenden Trauben naschen.

Der alte Mann wurde immer menschenscheuer, wortkarg wurde er. Auf der Gasse knurrte er den Leuten ein karges Guten Tag zu und ging seines Weges.

auch du weiter.“

„Gedenke, o gütigste Jungfrau Maria, es sei noch niemals gehört worden, daß, wer zu dir seine Zuflucht nahm, um deine Hilfe bat, dich um deine Fürbitte anflehte, verlassen worden ist ... verschmähe meine Bitte nicht, o Mutter des ewigen Wortes, sondern höre sie gnädig und erhöhe mich. Amen.“

Bei warmem Sommerwetter suchte er oft die Trümmer der zerfallenen Tscharda auf. Die Tscharda „Der zerbrochene Krug“ erlebte vor Jahren schöne Zeiten. Sie war dort vor der Stadt ein gesuchter Treffpunkt der Städter. Frisches Bier, eine würzige, ungarische Fischsuppe, einige Stündchen ohne Auspuffgase der vorbeikrachenden Autos, schattige Bäume, viel Grün, Geselligkeit, stille Musik, die Kegelbahn hinter der Tscharda, fröhliches Beisammensein. Es war einmal vor langer Zeit. Damals waren auch Resi und der Michl noch jung. Samstags am Nachmittag kamen sie gern zur Tscharda. Einige Stündchen nach der schweren Woche.

Nach Resis Tod besuchte er auch diese Gedenkstätte. Er ging den bekannten Weg entlang, den Pfad fand er auch, der zur ehemaligen Tscharda führte. Alles vom Gras und Unkraut überwuchert. Üppiges Grün. Er hatte auch Resis Einkaufstasche mit. Diese Plastiktasche nahm sie immer auf ihre Wanderung mit. Etwas zum Knabbern, etwas zum Zeitvertreib, auch Zeitungen. An jenem Augusttag packte er Brot, Wurst, Käse in die Einkaufstasche. Frisches Wasser in einer Plastikflasche. Wolkenloser Himmel, Sommerhitze, Staub. Unter dem alten, knorrigen Fliederbaum suchte er sich die zerschlagene Steinplatte. Vögel zwitscherten.

Der alte Mann setzte sich in den Schatten. Kühle, Stille. Mein Gott! Wer hätte vor zehn Jahren gedacht, daß sie die Tscharda so grausam zugrunderichten würden? Das brachte die Privatisierung mit sich. Der neue Inhaber ging pleite... Warum tun sie das? Als er die Augen öffnete, saß ein Schäferhund vor ihm.

„Mensch! Bist du ein schöner Hund!“

Der Hund wedelte mit dem Schwanz.

„Schöner Hund, nur etwas mager. Sehr mager! Füttert dich niemand, oder bist du vielleicht so allein wie ich? Bist du das? Wie heißt du? Betyár? Also bist du kein Betyár. Sajó? Auch nicht? Rexi? Das paßt dir schon besser! Komm, Rexi!“

Der Hund blickte mißtrauisch auf den alten Mann, dann erhob er sich langsam und kam zaghaft näher.

„Sehr schön, Rexi. Komm nur näher. Noch näher!“

Der alte Mann guckte in die braunen Augen des Hundes.

„Du brauchst dich nicht zu fürchten, alter Hund. Du hast es in deinen Augen, in deinem Blick hast du es, daß man dir viel Schlechtes, viel Böses angetan hat.“

Der Hund traute sich noch näher, dann legte er seinen Kopf auf den Schoß des alten Mannes. Als wollte er sich beklagen, beschweren. Der alte Mann streichelte langsam den Hund.

„Schön, Rexi! Guter Hund, alter Hund. Haben sie dich verstoßen?“

Der Hund schaute ihm ins Gesicht und winselte, als wollte er bitter weinen.

„Sehr gut, Rexi. Nimm's aber nicht so tragisch. Guck mal, was ich in meiner Tasche habe. Ein großes Stück Brot.“

Rexi schaute gebannt auf die Tasche. Ab und zu schluckte er.

„Schön ruhig, alter Kumpel! Wurst. Und Blutwurst. Schön ruhig. Da wird jetzt ganz schön geteilt. Hier ein Stück Brot. Fein, was? Nur nicht auf einmal verschlucken. Schon gut, schon gut! Die Blutwurst sollst du allein haben, aber nicht auf einmal! Ich werde dir kleine Stücke schneiden. So. Na? Prima, was?“

Der Hund schleckte mit seiner großen Zunge die borstige Hand des alten Mannes.

„Schon gut, Rexi! Hast du schon so eine feine Blutwurst gefressen? Das glaube ich nicht! Mensch, du hast ja schon das ganze Brot verschluckt!“ Rexi blickte stolz auf den alten Mann. Beruhigt legte er sich später in die Sonne. Stille. Der alte Mann döste auch vor sich hin. Ab und zu horchte der Hund in die Stille. Hie und da schnupperte er auch in die Luft. Onkel Michl rappelte sich zusammen.

„Was soll das, Rexi? Was witterst du?“

Der Hund sprang auf und verschwand hinter den Büschen.

„Rexi! Komm zurück, Rexi! Er hat mir Brot und Wurst weggefressen und ist jetzt auf und davon. Undankbares Tier! Wie die Menschen! Ein Schlawiner! Ein schäbiger Schlawiner! Resi hätte sich aber gefreut! Sie wollte schon immer so einen Schäferhund. Undankbares Tier! So mir nichts, dir nichts hätte er mir doch nicht den Laufpaß geben müssen.“

Er streute etwas Gras auf die harte Steinplatte.

„Noch etwas Ruhe, dann mache ich mich auf den Heimweg. Der Hund hätte aber doch noch bleiben können.“

(Fortsetzung auf Seite 8)

Ludwig Fischer:
**Der alte Mann
und der Hund**

(Fortsetzung von Seite 7)

Aus dem Dickicht näherten sich Männerstimmen. Laute, kräftige Männerstimmen, Gejohle, Gelächter.

Der alte Mann setzte sich auf. Dann bemerkte er auch die Leute, die aus dem dichten Grün herauskamen. Mit Unbehagen beobachtete er sie. Sie kamen immer näher auf dem Fußpfad. Tollten herum.

„He Jungs!“ rief ein Dickwanst mit tiefer Stimme. „Guckt mal, dort haust ein Obdachloser. Sollten wir ihn nicht besuchen?“

„Super! Den besuchen wir! Wenigstens können wir uns die Zeit vertreiben. Freunde, ich habe noch Wein in meiner Pulle!“ rief einer mit feuchtfrohlicher Stimme! Er hatte rote Augen wie ein Kaninchen.

„He, Alter! Was ist los? Du bekommst hohen Besuch in deiner Bude! Wartest vielleicht auf dein Weib, alter Faulenzer? Soll es zu einem Schäferstündchen ausarten?“

„Sprich nicht so von meiner Frau! Nimm ihren Namen nicht in dein Lästermaul!“

„Hört ihr das?“

„Ich könnte dein Großvater sein.“

„Hört ihr das? Mein Großvater! So ein alter Scheißer will mein Großvater sein. Das hätte mir noch gefehlt!“

Der mit dem speckigen Schlapphut schrie mit krächzender Stimme: „Rudi! Nimm seine Tasche! Der alte Geizhals hat sein Geld in der Tasche! Mit dem Geld machen wir noch einen Abstecher in die Kneipe!“

Der Dickwanst kam näher. „Wir wollen dein Geld, Alter.“

„Ich habe kein Geld.“

„Hört ihr das? Er hat kein Geld!“

„Her mit der Tasche!“

„Laß die Finger von meiner Tasche!“

„Rudi! Mensch! Verpaß ihm doch eine Ohrfeige! Dann wird er schon das Geld hergeben.“

„So ein alter Scheißer! Das Geld oder...“

„Verschwindet von hier!“

„Du willst uns doch nicht verbieten, daß wir uns ein wenig unterhalten.“

„Geht und laßt mich allein. Ich bin schon zu alt dazu, als daß ich mit euch herumspiele.“

„Altes Schwein!“ schrie der mit dem Schlapphut. „Daß du weißt, daß wir keine Kinder mehr sind!“ Er schlug dem alten Mann ins Gesicht. „Kommt, den schlagen wir jetzt windelweich.“

„Tut das nicht! Bitte, tut das nicht!“

Sie fielen über ihn her. „Wir werden alle zuschlagen! Ihr habt es doch im Fernsehen gesehen. Dann gibt's keine Zeugen.“

Mit einem Ziegel schlug er auf die

Hand des alten Mannes, auf die Hand, die die Einkaufstasche auf die Steinplatte drückte.

„Oh Gott!“ rief der alte Mann. „Oh Gott!“ und fiel zu Boden. Seine Hand war voller Blut.

Der Dicke versetzte ihm harte Fußtritte. „Zum Teufel mit dir! Du schnappst uns die frische Luft weg. Erwin, was willst du mit deinem Messer? He! Ich fragte doch! Mensch, laß das Zeug. Bist du übergeschnappt?“

„Ich will Blut sehen!“

„Sein Gesicht ist schon voller Blut.“

„Tut das nicht, bitte. Ich bin schon alt.“

„Ein altes Schwein bist du. Versetzt ihm noch einige Tritte! Niere und Leber, Jungs! So ein altes Schwein verdient es nicht, daß wir ihn schonen.“

„So ein altes Arschloch!“

„Was hast' denn?“

„Er will seine verdammte Tasche nicht loslassen. Du gibst die Tasche her, oder ich zerschlage deinen Kopf. Hast' mich verstanden? Die Plastiktasche!“ Niemand bemerkte, wie der Hund aus dem Dickicht rannte. Man hörte nur einen markerschütternden Schrei: „Hilfe! Helft mir! Ein Löwe!“

Der Hund packte den Dicken an der Schulter. Ein Wolf! „Er tötet mich!“ Rexi ließ ihn los und biß mit seinen Wolfszähnen nach der Hand, die die Hand des alten Mannes von der Plastiktasche wegriß. Der verzweifelte Schrei lenkte den Hund nicht ab. Aus der schlappen Hand fließ dunkles Blut auf die Tasche.

„Meine Hand! Der verdammte Hund bringt uns alle um!“

Rexi ließ aber nicht locker. Mit tierischer Wut warf er sich auf den nächsten, der mit einem Pfahl herbeieilte. Als dieser seinen Pfahl hob, um auf den Hund einzuschlagen, hörte man nur noch ein Rauschen. Der Hund sprang mit einem Satz auf ihn und warf ihn zu Boden.

„Machen wir uns aus dem Staub!“

„Los, los! Der bringt uns alle um!“

Auf einmal wurde es still, ganz still. Der alte Mann lag auf dem Boden. Hie und da seufzte er, dann versuchte er sich aufzusetzen. Sein Gesicht war rot vom Blut, auch die Hände und sein Hemd. Er wollte rufen, er öffnete seinen Mund, aber aus seinem schmerzenden Mund kam kein einziger Laut, nur salziges Blut sickerte noch immer. „Muß ich denn so sterben? Wie ein Verbrecher, wie ein Mörder? Ich verblute hier in meiner Hilflosigkeit! Gerade hier, wo wir mit Resi so gern waren. Kommt da niemand vorbei?“

Er wollte sich erheben, fiel aber wieder auf den Boden zurück. Dann hörte er fernes Hundegebell.

„Ein Hund! Er bellt!“

Mit schwerer Mühe stützte er sich wieder auf.

„Hier! Hier bin ich!“

Er wollte laut schreien, rufen wollte er, es wurde aber nur ein leises Flüstern. Sie kamen aus dem Dickicht. Der Hund und zwei Männer. Der

Hund war mit einem Satz beim alten Mann. Er hob seinen klugen Kopf und bellte den Männern zu.

„Da liegt ein alter Mann“, sagte der Ältere mit tiefer Stimme. „Blut, Blut. Überall nur Blut.“

„Er lebt noch.“

„Verstehen Sie uns? Hören Sie uns?“

„Ja, ich verstehe. Das ist mein Hund.“

„Der hat uns hergeführt. Komm her!“

„Rexi heißt er.“

„So ein kluges Tier! Wir fuhrten draußen auf der Landstraße vorbei, als wir den Hund bemerkten. Er stand auf der Landstraße und bellte uns zu. Ich hupte, wollte ihn vertreiben, er kam aber näher und bellte noch lauter. So führte er uns hierher. Wer hat Sie so zugerichtet?“

„Drei junge Leute. Drei.“

Der eine nahm ein Handy aus seiner Tasche.

„Wir rufen einen Krankenwagen, der bringt Sie dann ins Krankenhaus. Es wird schon wieder, Opa!“

„Danke!“

„Gern geschehen. Wenn Sie mir aber Ihren Hund schenken würden...“

„Den Hund? Nicht böse sein, aber das geht nicht.“

Nach zwanzig Minuten war der Krankenwagen an Ort und Stelle. Zwei junge Männer in weißen Kitteln stiegen aus. Der eine, den der andere mit Herr Doktor angesprochen hatte, trat näher. „Man hat Sie ganz schlimm zugerichtet. Oh Mann, oh Mann! Jetzt machen wir hinten das Auto auf und helfen Ihnen in den Wagen. Dort werden Sie sich schön hinlegen.“

Der alte Mann schaute aus dem Wagen zurück. „Dort ist er!“

„Sie meinen?“

„Mein Hund!“

Der Hund begann zu winseln, dann wollte er auf den Wagen springen. „So ein Mistvieh!“ schrie der Fahrer. „Verschwinde, sonst gibt's Prügel!“ Der Hund saß noch eine Weile im Dickicht und schaute zum Krankenwagen rüber. Als er den alten Mann nicht mehr sah, verschwand er im üppigen Grün.

Nach einigen Wochen fuhr man Holz Michl nach Hause. Gerührt konnte er feststellen, daß die Leute aus der Nachbarschaft während seiner Abwesenheit ein Auge auf sein Haus hatten. Sie fütterten die Hühner, Mieke kam auch nicht zu kurz. Nun saß er oft auf der kleinen Bank vor dem Haus. Er stützte sich auf seinen Stock und schaute den Leuten nach, und die Leute waren freundlich und nett, man erledigte seine Einkäufe im Lebensmittelladen...

Dann kam auch der Hundeschläger vorbei, Jakob der Schinder. Der alte Mann stützte sich wieder auf seinen Stock, streckte das rechte Bein aus und guckte neugierig in die Richtung, woher er den Lärm hörte. Jakob hatte wieder einen Hund in seiner Schlinge. Ein ziemlich großes Tier. Jakob zerrte an der Schlinge herum.

„Willst du wohl, oder soll ich dir Beine machen? Verdammtes Luder!“ vernahm der alte Mann Jakobs heise-

re Stimme. Jakob nahm wieder seinen Prügel.

„He, Jakob! Was machst du denn?“

„Was? Fragst noch?“

„Natürlich frage ich. Komm mal näher.“

„Diese Angelegenheit geht dich einen Dreck an.“

„Nur nicht so hitzig!“

„Weißt du, was ich bin, Michl? Ich habe einen wichtigen, fast den wichtigsten Posten in der Stadt.“

Der Hund, mit Blutflecken auf seinem Fell, wollte aufstehen, Jakob versetzte ihm aber einen Fußtritt.

Der alte Mann kam langsam näher. Der Hund saß still da mit der Schlinge um den Hals. Er ließ den Kopf hängen. Er knurrte nicht mehr, bellte nicht mehr und röchelte nicht mehr. Manchmal blickte er auf den alten Mann, kaum bemerkbar wedelte er mit dem Schwanz, sonst, na ja, saß er neben seinem Peiniger.

„Also Jakob, warum hast du das arme Tier so arg hergerichtet?“

„Das geht dich einen Dreck an.“

„Mit mir sollst du nicht so sprechen!“

„Ich werde außerhalb der Stadt gleich mit diesem Luder kurzen Prozeß machen. Aufhängen werde ich ihn. Dann ist wenigstens Schluß. Weißt du, was dieser Hund getrieben hat? Drei junge Leute hat er angegriffen und gebissen hat er sie. Und jede Nacht durchstöberte er die Mülltonnen.“

„Er suchte nach Abfall.“

„Ist mir wurst. Der Herr Bürgermeister sagte mir gestern: 'Sie machen Schluß mit dem Hund, oder Sie müssen Ihren Posten freistellen.' 'Geben Sie mir, Herr Bürgermeister, Ihr Jagdgewehr, ich knalle das Luder ab.'“

„Und was meinte der Herr Bürgermeister?“

„Sie wollen doch nicht in der Stadt herumschießen, Jakob? Einfangen und aufhängen!“

Der Hund wurde auf die Stimme des alten Mannes aufmerksam. Er wollte zu ihm kriechen.

„Ruhe, du verdammtes Biest! Ruhe!“ Er hob seinen Knüppel, um den Hund zu schlagen.

„Tu das nicht, Jakob!“ schrie der alte Mann voller Wut. „Tu das nicht!“

Der Hund versuchte es nochmals, dann hob er seinen Kopf und begann jämmerlich zu heulen.

„Schau dir mal dieses arme Tier an, Jakob! Hätte er mir damals dort bei den Trümmern der Tscharda nicht geholfen, hätten mir diese Mistviecher das Leben genommen.“

„Dein Ernst, Michl?“ Jakob nahm dem Hund die Schlinge ab. Der alte Mann setzte sich auf die Bank zurück. „Komm her, Rexi!“

Der Hund kam langsam. Schritt für Schritt. „Was hat man mit dir gemacht?“ Der Hund winselte vor Freude. „Komm schön, Rexi! Von nun an wirst du hier leben. Ich zeige dir den Hof, auch das Haus. Mit Mieke wird es Ärger geben, aber es wird schon gehen. Jetzt suchen wir etwas zu essen.“

Obwohl ich heute von einer anderen Seite aufgestiegen bin, habe ich ihn, da scheinbar alle Wege zu ihm führen, mühelos gefunden. Ich muss meinen Kopf stark nach hinten beugen, um seine flirrende Spitze zu erkennen, die sich sehr weit in den zartblauen Himmel reckt. Er ist fast dreimal so alt, wie ein Mann im Durchschnitt wird, und um seinen mächtigen Stamm zu umfassen, brauchte ich zwei Helfer. Doch ich bin allein wie beim ersten Mal, kann ungestört seinen erstaunlichen

bewohnter Flecken in verhältnismäßig kurzer Zeit zur weltberühmten Kurstadt mausern soll.

Auf dem Weg zum heutigen Ferdinandsbrunnen, wo sie fast täglich badeten, trafen der Arzt und die Geistlichen einen alten Bergmann aus der Umgebung. Er hatte seinen erwachsenen Sohn, der bei Lehmgrabungen verschüttet und so schwer am Rücken verletzt worden war, dass er sich nicht mehr bewegen konnte, auf einem Karren hergebracht, weil er fest daran

Stefan Raile Der König von Marienbad

Lebenslauf auf der großen Schautafel lesen und wundere mich nicht mehr, dass er in einem Umkreis, wo man die Poesie liebt, zum Fichtenkönig von Marienbad gekrönt worden ist.

Hätte er Augen, sähe er über die bewaldeten Hänge hinweg im Tal die Stadt, die mit ihren heilkräftigen Quellen wie eh und je von überall her Menschen anzieht, weil sie genesen oder gar nicht erst krank werden wollen. Die Ersten, die auf Linderung hofften, kamen durch dichte, urwüchsige Wildnis, vorbei an schroffen Felshängen, tosenden Katarakten und von seltenen Pflanzen überwucherten Sandhügeln, bereits in größeren, gläubigen Gruppen, als sein Keim noch längst nicht aus der feuchten, lockeren Frühjahrserde gesprossen war und nirgendwo eine menschliche Behausung stand. Sie wussten, dass vom Mineralwasser, wenn es in Kesseln verdampfte, Glaubersalz zurückblieb, das die Verdauung anregte, und sie meinten, es wäre gut, Bäder zu nehmen, die auf einfachste Weise vorbereitet wurden: Man füllte Eimer für Eimer an der Quelle und leerte sie in eine ausgehobene Grube, derweil auf einem brennenden Holzstoß größere Steine erhitzt wurden, die, sobald man sie ins Badewasser warf, laut zischten und für eine wohlige Erwärmung sorgten.

Ob die Kur den ungewollten Pionieren, die sich ihren Leiden vertrauensvoll widersetzen und damit den Weg für Nachfolgende ebneten, tatsächlich half, ist nicht sicher überliefert. Aber als Dr. Nehr aus dem nahen Tepl, wo er Arzt im Prämonstratenser Kloster war, mit dem Abt und einigen Mönchen die gottverlassene, zu ihrem Besitz gehörende, großenteils sumpfige Einöde aufsuchte, um die Wirkung des Wassers zu prüfen, bestätigten sich seine kühnsten Erwartungen. Zudem ereignete sich ein Wunder, wie es vielleicht vonnöten ist, wenn sich ein wüster, nur von wilden Tieren

glaubte, dass die Quellen, von deren außergewöhnlicher Wirksamkeit er gehört hatte, ihn heilen würden. Dr. Nehr kümmerte sich selbst um den Schwerkranken. Durch die warmen Bäder, die der Mann regelmäßig nehmen musste, ging es ihm bald besser, und nach vier Wochen war er so weit genesen, dass er heimlaufen konnte.

Als ich zum überdachten Rastplatz gehe, der fast an die Umzäunung grenzt, die den Fichtenkönig abschirmt, denke ich: Nachdem sein Schössling an einem milden, sonnigen Tag jäh aus dem grasigen Boden gestoßen war, wird er sich in den Jahren, da die gesicherten Behandlungserfolge und das geschehene Wunder rasche Verbreitung fanden, ungehindert zum widerstandsfähigen Bäumchen entwickelt haben. Er trotzte sengender Hitze wie bitterer Kälte und trug unbeschadet die dicke, gefrorene Schneeschicht, die manchen Winter wochenlang seine noch zarten Äste belastete. Im Tal hingegen, wo auf den trockengelegten Flächen nach und nach Kurhäuser entstanden waren, wurde es für die Gäste zunehmend leichter, sich vor unerwünschten Wettereinflüssen zu schützen. Manche Bauten bestachen durch außergewöhnliche Pracht, und den Patienten, die über den vorerst einzigen befestigten Weg angereist waren, wurde bereits geboten, was weltweit seinesgleichen suchte: Es gab nicht nur Kohlensäurebäder, Dusche, russisches Bad sowie die ersten Wasserbehandlungen, sondern auch Moor- und Gasbäder. Fast scheint es, als wären in der letzten Zeit vor allem Massagen hinzugekommen, um neben dem anderen, das man erreichen möchte, die Leute von ihren Rückenschmerzen zu befreien, durch die sie auf Grund der ungesunden Lebensweise verstärkt geplagt werden.

Goethe, der zu Beginn mehrfach im Ort weilte, dürfte wie alle, die hoffnungsvoll aus nah und fern gekommen waren, mit den Anwen-

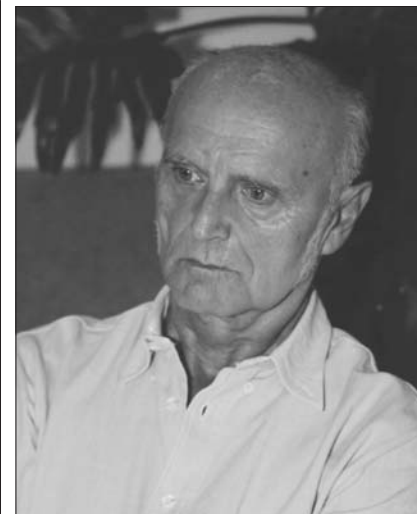
(Fortsetzung auf Seite 10)

„Die Melone im Brunnen“

Was darf der Leser von einem Buch mit diesem Titel erwarten? Kein Zweifel, ein ungewöhnliches Bild, wenn auch nicht in Ungarn. Seine Literatur ist bis auf wenige moderne Autoren wie Márai, Kertész, Konrád oder Esterházy weithin unbekannt. Sie muß sich ihren Platz in Europa und darüber hinaus noch sichern. Ähnlich ist die Situation für die ungarndeutsche Literatur, deren Bücher leider außerhalb Ungarns und im deutschen Sprachraum nicht so bekannt sind, wie sie es eigentlich verdienten. Dabei kann die neue ungarndeutsche Literatur auf eine erfolgreiche dreißigjährige Entwicklungsgeschichte zurückblicken und stolz sein auf das bisher vorgelegte lyrische und erzählerische Werk. Geschöpft wurde es stets aus dem beziehungsreichen gesellschaftlichen Umfeld der Vergangenheit und Gegenwart, ohne auf „Anleihen“ irgendwelcher Art zurückzugreifen.

Obschon das Erinnern lebensbegeleitend ist, wird es zu oft vom Vergessen überrollt und verblaßt mehr und mehr, zuweilen sogar bis zur Unkenntlichkeit. Dem Vergessen stellten sich Autoren wie Johannes Weidenheim („Heimkehr nach Maresie“) oder Christoph Hein („Landnahme“) mit ihrem bedeutungstragenden Erinnerungsschutz für das Bedrohte entgegen. Im Wiederaufleben des Einstig-Wertvollen für Künftiges sahen sie ihre künstlerische Pflicht. Erzählerisches schloß in der ungarndeutschen Literatur bislang den Roman aus, die Hoffnungen blieben und verwirklichten sich erst mit Stefan Raile. Seine Geschichten „Dachträume“ stellten sozusagen die Zeichen für Größeres. Ohne der Leserwertung vorzugreifen, darf schon an dieser Stelle gesagt werden: In hohem Maße erfüllen sich mit seinem Roman* die Erwartungen. Buchtitel und Grafik deuten zwar auf Harmonie, doch Stoff, Thema und Motive zerbrechen sie. Unvorhergesehene Ereignisse zwingen zu einschneidenden Lebensveränderungen für Betroffene jeden Alters. Ungeschützt ist jeder vor den Gefahren. Geahntes und Ungeahntes wirkt zwar nebeneinander, doch gegen die scheinbar schicksalhafte Ergebnisheit setzt sich wirklichkeitsverpflichtendes Handeln. Railes Stärke, Einstiges und Jetziges ineinanderzufügen, miteinander zeitgeschichtlich zu verweben, hebt ihn über jenes hinaus, das sich lediglich einseitig festlegt.

Der Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler ist nur unter folgender Adresse zu erreichen:
Budapest, Lendvay u. 22
H-1062
Tel./Fax: +36 (06) 1 354 06 93
E-Mail: neueztg@hu.inter.net



Stefan Raile Foto: László Bajtai

Obgleich zeitgeschichtliches Voranschreiten Früheres in den Hintergrund drängt, bleibt es für den persönlich Betroffenen lebensbestimmend, ohne belastend zu sein. Unvergessen sind die düsteren Bilder des Krieges und der Vertreibung aus der ungarischen Heimat. Doch solange zwischen nationalen Mehrheiten und Volksgruppenminderheiten unterschieden wird, sind ethnische Konflikte bedrohlich nah. Deshalb gehen Romane mit lebensgeschichtlichem Hintergrund wie dieser nicht an der Wirklichkeit des Vergangenen-Verlorenen vorbei, sondern sind in ihrer Gegenwartigkeit zeittragend lebensnah.

Gab die Selbstbetroffenheit des Kindes ureigensten Anlaß für den Erwachsenen, die Konflikte der Familien aufzudecken, so liegen in ihren Erfahrungsstufen unvergängliche Werte, die den Roman zum Bleibenden, zum Unvergesslichen zählen. „Manchmal möchte ich, dass ich alles vergessen könnte, weil es dann vielleicht leichter wäre. Doch ich ahne, dass es nie geschehen wird...“ Erinnerungen lassen sich nicht einfach so auslöschen wie ein Feuer, Gefühlvoll-Ereignishaftes bindet auf Dauer und schafft Erinnerungsnähe auch über viele Jahrzehnte hinweg. Seine Spuren sind untilgbar in ihrer Bindungsstärke vor allem in den unvergessenen Begegnungen. Sie erreichen den Leser, berühren ihn empfindungsvoll und tragen Anregendes in sich, mit dem Anstoße zu Bedenkenswertem ausgelöst werden. Sie vor allem führen zu der leider gefährdeten Heimatlichkeit, der sich der Erzähler zuwendet, weil sie unverzichtbar ist. Dafür, daß er das Wagnis einging, aus seiner Lebensgeschichte heraus all das zu gestalten, ist ihm zu danken.

H. Rudolf

*Stefan Raile
Die Melone im Brunnen
mdv Mitteldeutscher Verlag
Halle 2004, 304 S.

dungen zufrieden gewesen sein. Beeindruckt wurde er darüber hinaus vom raschen Bautempo, wie ein Brief belegt, den er im Mai 1820 an seinen Freund Zelter schrieb. Doch so sehr ihn die eifrigen Handwerker, die aus ganz Böhmen stammten, anscheinend erfreuten, könnte ihn der Lärm, den sie zwangsläufig verursachten, trotzdem manchmal gestört haben. Dann stieg er, um Ruhe zu finden, wahrscheinlich auf die umliegenden Hänge. Das eine oder andere Mal gelangte er vielleicht bis zu der jungen Fichte, die damals den Bäumen, die ringsum wuchsen, wohl noch zum Verwechseln glich und durch nichts erkennen ließ, welche Ehre ihr später zuteil würde. Der Dichterstürm dagegen, dem sein Ruhm vorauseilte, hob sich von den übrigen Kurgästen ab. Während die meisten, die an den Brunnen neben ihm das verordnete Wasser aus ihren Schnabeltassen tranken, längst vergessen sind, wird man an ihn vielfach erinnert: durch den oberhalb der Kolonnade gelegenen Platz, der nach ihm benannt ist, durch Bücher, die seine Aufenthalte beschreiben, durch das Denkmal, das ihn in dem kleinen Park unweit des Hotels Strelnice mit einer jungen Frau zeigt. Sie soll nicht Ulrike darstellen, sondern die Muse verkörpern, durch die Künstler beflügelt werden. Aber ein bisschen ist sie wohl doch die einst Angebotete, weil ohne seine späte Leidenschaft für das blutjunge Mädchen die „Marienbader Elegie“ nicht entstanden wäre.

Das weit zurückliegende Geschehen, denke ich, ehe ich mich auf die klobige Bank setze, von der aus ich den Fichtenkönig weiter betrachten kann, scheint die Menschen bis heute zu berühren. Wie sonst lässt sich erklären, dass der Frauenfigur immer wieder frische Blumen in die Arme gelegt werden? Oder verdankt sie die bunten Sträuße eher dem Umstand, dass sich die Leute, losgelöst von ihrem Alltag, in der reizvollen Stadt auf wundersame Weise verwandeln? Was zu verschiedenen vollen Stunden an der Singenden Fontäne geschieht, die sich seit 1986 nahe der Hauptkolonnade befindet, deutet darauf hin. Besonders um 21.00 und 22.00 Uhr, wenn pünktlich auf die Sekunde aus mehr als 250 Düsen Wasser spritzt, der beleuchtete senkrechte Strahl sechs Meter hoch schnell und von überall her Musik ertönt, als ströme sie aus den Myriaden Tropfen, die wie fluoreszierende Funken um die mittig angeordnete zwölfteilige stilisierte Blume aus Reichenberger Granit wirbeln, stehen in mehreren Reihen dicht gedrängt Menschen. Sie lauschen andächtig, als wären sie in einer Kirche, den Melodien von Chopin, Verdi, Mozart, Debussy oder Smetana und klatschen, sobald

Der König von Marienbad

die letzten Akkorde verhallt sind, lange begeistert, obwohl die Klänge aus Tonträgern kommen, die sich geschickt versteckt, unter Bronzerosen in einem Schacht befinden.

Während ich von meinem Sitzplatz in ihre hohe, ausladende Krone blicke, erscheint mir die Fichte erhaben, wiewohl ihre untersten Äste langsam zu vergreisen beginnen. Zweihundert Jahre, denke ich, das sind mehr als siebzigttausend Tage, beinahe zwei Millionen Stunden, unvorstellbar viele Minuten, in denen sich ringsum Gutes und Schlechtes, Heiteres und Trauriges, Gerechtes und Ungerechtes, Liebevolltes und Gewalttätiges ereignet hat. Ist der Baum durch eine unergründliche Macht dazu bestimmt, kein verheerender Sturm geknickt oder entwurzelt, sich nie eine Säge in seinen Stamm verbissen, weil er, eingelagert in sämtlichen Zellen, die Geschehnisse, die er beobachtet, die Geschichten, die er, da man ihn für stumm und taub hielt, gehört hat, für die Nachwelt bewahrt? Fehlt uns lediglich der Code, um das Gespeicherte zu entschlüsseln?

Ohne ihn kann ich nur raten, wer von den namhaften Leuten, die sich nach und nach zur Kur im Tal aufgehalten haben, zielgerichtet oder zufällig, vergnügt, ausgeglichen oder bekümmert, bis zu der Stelle gelangt ist, an der ich jetzt sitze. War Turgenjew hier? Edison? Ibsen? Nietzsche? Chopin? Twain? Kafka? Freud? Gorki? Oder der vor den Nazis geflohene Philosoph Theodor Lessing, bevor ihn gedungene, durch sudetendeutsche Scharfmacher unterstützte Häscher umbrachten?

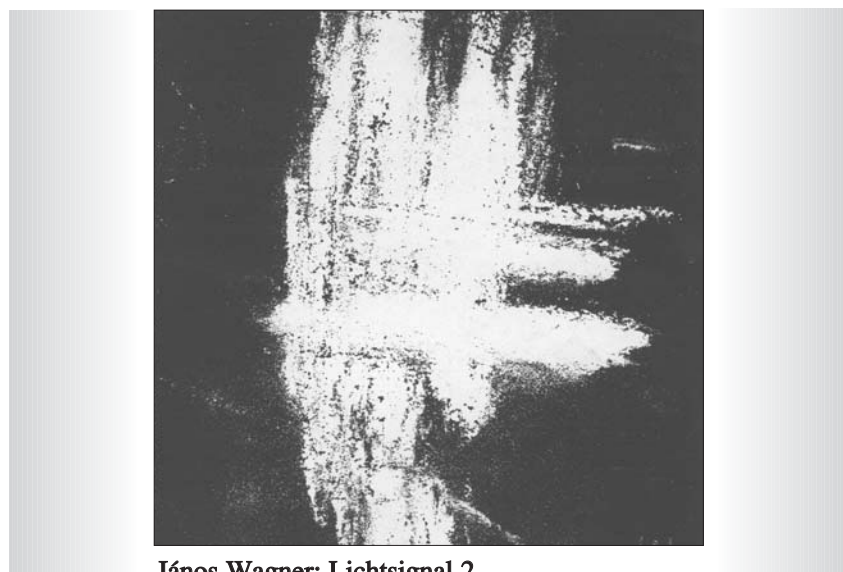
Die rassistischen Übergriffe zwischen den Weltkriegen trugen, heißt es, wesentlich dazu bei, dass später nahezu alle Deutschen aus der Umgebung vertrieben wurden. Nun kehren manche, zu hinfalligen Grei-

sen geworden, mit Frauen, Freunden, Töchtern, Söhnen oder Enkeln zurück, gedrängt von ihrem nie vergangenen Heimatgefühl und dem demütigen Wunsch, dass der Aufenthalt im Tal, das für sie fremd und vertraut zugleich ist, ihren kläglichen Zustand bessern möge. Da man keinem ansieht, ob er einst schuldig geworden ist, werden alle gleich aufgenommen, die mit dem größeren Geldbeutel in den noblen Hotels an der Flanierstraße Hlavni trida, die Ärmeren in bescheidenen, aber gut ausgerüsteten Unterkünften am Stadtrand. Sie genießen die Gastfreundschaft, für die sie den geforderten Preis entrichten, nutzen alle Angebote des im Haus befindlichen Behandlungszentrums und einige der städtischen Anti-Aging-Praxen, zapfen das verordnete Mineralwasser aus der Rudolfs-, Ambrosius- oder Karolinenquelle in ihre Schnabeltassen, schlucken im Umkreis der großen Kolonnade täglich die empfohlene Menge, rasten auf einer der zahlreichen, von Bäumen beschatteten Bänke, schlecken Eis oder knabbern Oblaten, trinken abends, wenn es kühler geworden ist, im Biergarten Budweiser oder Pilsner Urquell und blicken öfter zu den bewaldeten Hängen, auf denen sie einst, als sie sich noch unbesiegt wähten, in ausgelassenen Gruppen ihre anmaßenden Lieder sangen. Gelangen welche, von jähem Ehrgeiz angestachelt und ihren jüngeren Begleitern gestützt, bis zu meinem Rastplatz und betrachten wie ich den Fichtenkönig, der trotz seines biblischen Alters unverwüstlich wirkt, erfasst sie möglicherweise Neid. Andererseits freuen sie sich wohl über den gewaltigen Baum, weil er schon zu ihrer Zeit hier stand, und während sie nicht da waren, anscheinend keinen Schaden genommen hat. Auf den Gedanken, dass sein Holz bis in den kleinsten Jahresring sämtliche Ereignisse, in die sie oder andere

verstrickt gewesen sind, unauslöschlich eingesaugt haben könnte, kommen sie wahrscheinlich nicht. Deshalb sind sie ohne Furcht, dass ans Licht gerät, was im Dunkeln bleiben soll. Aber vielleicht verfolgt manche auch so die Erinnerung. Sind sie dann fähig zu bereuen? Oder gestehen sie sich wenigstens ein, dass sie, verführt und verblendet, erst Täter waren, bevor sie zu Opfern wurden? Und wie, frage ich mich, würden sich die Gastgeber verhalten, wenn etliche Gäste in sich hineinsehen ließen? Wären sie bereit zu vergeben? Oder würden sie es nur vortäuschen, da jeder, der herkommt, ihnen zu Lohn und Brot verhilft?

Die Fichte, denke ich, während mein Blick noch einmal bis zur Spitze gleitet, wird ihre Kenntnisse, ohne dass wir sie ihr ablisten, nicht preisgeben. Deshalb können sich Schuldige und Schuldlose, Arme und Reiche, Junge und Alte, wirkliche und eingebilddete Kranke dem feenhaften Reiz, der alle vom ersten Tag an umfängt und sie auf unerklärliche Weise verwandelt, widerstandslos hingeben. Weil er stetig und stark wirkt, bemerken die Gäste, nachdem sie ihm erlegen sind, nicht einmal, dass es im Tal häufiger und heftiger als anderswo regnet. Es wird ihnen erst bewusst, sobald es zu schweren Unwettern kommt, und das Wasser, von grellen Blitzen und lautem Donner begleitet, sintflutartig aus dunklen, geplusterten Wolken stürzt. Es wirkt dann, als sollte zuweilen daran erinnert werden, dass man nicht im Paradies ist, wiewohl es vielen, derweil sie sorglos durch einen der Parks wandeln, sich von geduldigen, bedauernswerten Pferden in einer Kutsche ziehen lassen, mit der Seilbahn zum Krakonos hinauffahren, irgendwo Wiener Kaffee trinken und Apfelstrudel oder Palatschinken essen, im Wirbel- oder Perlbad liegen, gefühlvolle Massagehände auf ihrem Rücken spüren, böhmische Blasmusik hören oder über verschlungene Wege durch vermeintlich verwunschene Wälder, in denen plötzlich Rübezahl auftauchen könnte, bis zu einem der zahlreichen Aussichtspunkte emporsteigen, fast so scheinen mag.

Falls welche den Fichtenkönig erreichen, werden sie, beeindruckt von seiner Würde, vielleicht doch ähnliche Überlegungen anstellen wie ich, ohne sein Geheimnis lüften zu können. Aber ist es nicht möglich, dass es sich, sofern Teile seines Stamms irgendwann zu wertvollem Resonanzholz werden, in der Musik, die aus den kunstvoll gefertigten Instrumenten klingt, unerwartet offenbart, wenn unsre Nachfahren fähig sind, das sorgsam bewahrte Wissen zwischen den Tönen herauszuhören, ehe es mit ihnen verschmilzt?



János Wagner: Lichtsignal 2

Herbstseminar der Künstlergilde Esslingen

Dritter Preis für Lyrik an Koloman Brenner



Dr. Wolfgang Schulze mit Werner Striese

Am sonnigen Nachmittag des 22. Oktobers stieg ich in der freundlichen schwäbischen Kleinstadt aus der Stuttgarter S-Bahn. Ich hatte noch eine halbe Stunde Zeit, bevor das Werkstattgespräch der Künstlergilde Esslingen im Dick-Areal-Saal der Volkshochschule anfang. So bummelte ich durch die Geschäftsstraße im kleinen Stadtkern. Der Schelztor-Turm, die

Agnesbrücke über den Rossneckar, der Marktplatz mit altertümlichen Fachwerkhäusern und die Stadtkirche Sankt Dionys verzauberten mich ins späte Mittelalter, in eine Epoche, als man aus Linien und Bögen, aus Stein und Holz eine „schöne Welt“ geschaffen hatte.

Im Gegensatz zur Besichtigung des historischen Stadtteils irrte ich im Gebäude der Volkshochschule lange herum, die in einer ehemaligen Betriebshalle eingerichtet worden ist. Aber schließlich konnte ich den Saal finden, in dem sich die Mitglieder der Künstlergilde Esslingen bereits versammelt hatten. Nach einer kurzen Vorstellung präsentierte Dr. Manfred Jähnichen, Professor am Lehrstuhl für Slawistik an der Berliner Humboldt-Universität, Dichtungen mehrerer zeitgenössischer Dichter aus Rußland, Serbien, Kroatien, Slowenien, Tschechien, Polen, aus der Slowakei und der Ukraine, um die Schwierigkeiten der Übersetzung zu veranschaulichen. Er hob durch seine eigenen Übersetzungen das Wesen dieser dichterischen Tätigkeit hervor: Ein Übersetzer soll nicht nur die äußere „Erscheinung“ des Gedichtes – Silbenanzahl und Rhythmik – beachten, sondern auch

den Inhalt „verdeutschen“, das heißt, das ursprüngliche kulturelle Umfeld in die deutschen Verhältnisse übertragen.

Nach dem spannenden Vortrag spazierte ich mit Franz Peter Künzel, dem Vorsitzenden, und Sigrid Lude, der Geschäftsführerin der Künstlergilde, zur Galerie im Zentrum, in der Nähe des berühmten Renaissance-Rathauses. Unterwegs unterhielten wir uns über das Werk-



Franz Peter Künzel und Werner Striese

stattgespräch und die Kontakte zwischen VUdAK und Künstlergilde Esslingen.

Die Ausstellung des Bildhauers Werner Striese wurde am Spätnachmittag feierlich eröffnet. Der Künstler mußte Ende des Zweiten Weltkrieges zusammen mit seiner Familie aus Schlesien flüchten. Seine Kleinplastiken aus Holz, Bronze und Aluminium und die mit spezieller Fototechnik geschaffenen Gemälde boten dem Publikum ein harmonisches künstlerisches Erlebnis. Aufgrund des Gesprächs, das Dr. Wolfgang Schulze, Kunsthistoriker aus Berlin, mit Striese führte, gewann man einen Einblick in das Leben, die Arbeit und die künstlerische Berufung des Bildhauers. Nach der Vernissage konnte ich mit Striese in einem italienischen Restaurant in der Fußgängerzone bei zwei Pizzas von einem wohlthätigen, aber unumstritten idealistischen „Mäzenenstaat“ träumen.

Als Krönung des Tages diente die musikalisch-literarische Soirée in der Alten Aula, dem Festsaal der Kleinstadt. Gertrude Junta Track, Gerald Güntner und Diether Krywalski, Mitglieder der Künstlergilde, lasen Gedichte oder Auszüge aus ihren Texten vor. Zwischen den Lesungen trugen drei Schüler der örtlichen Musikschule präklassische und moderne Flötenstücke vor.

Am Vormittag des 23. Oktober versammelte sich die kulturelle Elite der Stadt in der Alten Aula, um an der Preisverleihung des Literaturwettbewerbs 2004 teilzunehmen. Eine erfreuliche Nachricht: Koloman Brenner, Mitglied des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler, erhielt für sein Gedicht „Gespeichert“ (siehe S. 6) den dritten Preis für Lyrik (Brenner war bei der Preisverleihung nicht dabei).

Jeder Preisträger las aus seinem Werk vor. Es war ein facettenreiches Angebot aus der heutigen deutschen Literatur. Am besten gefiel mir der Auszug aus der Novelle von Linda Wortmann, die den ersten Preis für Prosa bekommen hatte. Die Schriftstellerin erzählte mit ergreifender Gefühlskraft über das Schicksal einer alten Frau im Krankenhaus. Fehlender Humanismus in unserer heutigen Konsumwelt – das klang aus den Sätzen des Prosatextes. Harmonie erfüllte den Saal, als der Cellist Helmut Scheuhen, der diesjährige Preisträger des Johann-Wenzel-Stamitz-Preises, die Allemande der Barocksonate von Sylvius Leopold Weiß spielte. Die „pro arte-Medailen“ wurden an den ehemaligen Künstlergilde-Direktor Samuel Beer und Ernst Krebs verliehen.

Stefan Valentin

Stefan Valentin Dreimal heilig

Ich lege meine Hand auf ihre Hand. Diese Berührung ruft Kindheits-erinnerungen in mir wach: Die Eiersuppe, mit der der einfache Porzellanteller immer voll war, damit wir Enkelkinder nicht verhungern; das Kürbisgemüse mit Dill, das ich nie essen wollte, unabhängig davon, wie gesund es war; ihre fürstlichen Kartoffelknödel, die im Gegenteil zum Kürbiseintopf sehr schnell aufgegessen waren; und ihre Blumen, denen wir während des Ballspiels keine Gnade gewährten. Sie gab den hoffnungslosen Kampf um ihre Rosen, Tulpen, Hyazinthen und die Schönheit des Gartens nicht auf.

Jetzt kämpft sie um die Ewigkeit. Sie lebte immer für das Leben. Für ihren Mann, für die sechs Kinder, für uns und für Gott. Ihre Liebe wurde zu meiner Heiligen Schrift.

Man konnte von ihr keine Klage-lieder hören, auch nicht nach dem plötzlichen und frühen Tod von Großvater. Von ihm kenne ich leider nur den Grabstein auf dem Friedhof und seine legendäre Güte in den Augen meiner Mutter. Großmutter nahm alle persönlichen Tragödien aus der Hand Gottes an, sie wollte kein anderes Schicksal haben, als das, was sie zu tragen hatte.



Ich sehe mir lange ihr eingefallenes Gesicht an und bewundere ihre Kraft, die mich vom ewigen Leben überzeugt. Ihr Atmen ist eine Osterhymne und ihr abgezehrter Körper strahlt Würde aus. In ihren Augen lese ich nicht das Alter und die Schwäche, sondern den Willen, der die Welt geschaffen hat. Ich küsse ihre Stirn. Sprechen kann sie nicht mehr, regungslos liegt sie im Krankenbett, aber innerlich weiß sie, daß ich ihre Heldentat, den Sieg über den Tod, verstanden habe.

Man setzt sich mit dem Gedanken des Vergehens auseinander und

man wird still. Das Ende, das jeder erleben muß, ist unfassbar wie die Endlosigkeit. Man weiß ums Sterben, und dennoch... Man lebt mit dem Gedanken der Vergänglichkeit zusammen, wahrhaben will man sie aber nicht. Man liebt das Leben und man glaubt an die Fortsetzung. Der Tod ist die Unterwerfung des Ichs unter das Gesetz der Welt in der geheimen Hoffnung, daß sich jemand von dem Moment an, da unser Herz aufhört zu schlagen, um uns kümmern werde.

Die Heiligen unserer Familie werden nicht in den prachtvollen Kirchen verehrt, sondern in unserem Bewußtsein. Großmutter ist für mich der Wegweiser zu Gott, die liebe Frau, die das Dasein mit dem Jenseits verbindet. Sie wird bald auf Jakobs Leiter steigen und sich mit dem Allerheiligsten vereinigen, das sie mit ihrem Gesang und in ihren Gebeten bei der heiligen Messe verehrt hat. Ihr schwacher Körper wird zum Altar, auf dem sich ihre und meine Seele verwandeln und sich der Gottes öffnen. Das Leiden meiner Großmutter ist mein Katechismus. Sie wird nicht sterben, sondern in einen anderen Lebenszustand umziehen, der ihrem Wesen besser entspricht.

„Die Problematisierung der Identität in der ungarndeutschen Literatur nach 1945“, unter diesem Titel verteidigte Edina Elmer 2003 ihre Diplomarbeit an der Universität in Düsseldorf. Die Verfasserin führte Gespräche mit Autoren. Wir veröffentlichen Teile aus dem Gespräch mit Josef Michaelis.



Josef Michaelis oder Michelisz József – welcher Name ist Ihnen lieber?

Wenn ich so nachdenke, gefällt mir der Name Michaelis besser, denn es ist der Name meiner Ahnen. Der damals nach Ungarn ausgewanderte, trug den Namen Michaelis. Später wurde dieser Name ein bißchen magyarisiert. In meinem Personalausweis steht Michelisz, aber als eine Person, die ungarndeutscher Herkunft ist, gefällt mir natürlich der originale Name besser, also Michaelis.

Was fällt Ihnen beim Stichwort Identität ein?

Ich meine, zur Identität gehört in erster Linie die Sprache. Ich kann mir sehr schwer vorstellen, daß eine Identität ohne Sprache existieren würde. Man darf aber natürlich die Wurzeln nicht vergessen, sie sind mir auch sehr wichtig. Die Wurzeln bedeuten für mich: die Sprache, die Ahnen, eine Kultur; eine Beziehung, eine Bindung zu einem Volk.

Ist bei der Identität auch die Heimat wichtig?

Welche Heimat? Ist das die ehemalige Heimat: Deutschland oder Ungarn. Beide Heimaten sind wichtig. Die Heimat der Ahnen, weil daher die Sprache, die Sitten und Bräuche, die Kultur kommen. Aber wenn man schon sein ganzes Leben hier verbracht hat und auch die vorigen zehn Generationen in Ungarn lebten, dann können wir auch Ungarn als Heimat betrachten. Wir sind ungarndeutsche, die eine andere Sprache, andere Kultur und andere Identität haben. Zu meiner Identität gehören die Sprache, die Ahnen, die Sitten und Bräuche und diese Heimat, wo ich jetzt wohne. Wenn ich an die Heimat denke, denke ich in erster Linie an Ungarn. Wenn ich aber noch einmal nachdenke, was die Sprache und Kultur betrifft, dann denke ich auch ans Mutterland, an Deutschland.

Sie sind im täglichen Kontakt mit jungen Leuten. Wie sehen Sie deren Identitätsauffassung?

Die heutige Jugend hat nicht so viele und starke Wurzeln wie unsere Gene-

ration noch. Man kann eine Identität nicht in der Schule lernen und lehren. Dazu braucht man eine gewisse Zeit. Jeder Schüler muß seine Aufgabe dazu leisten, wenn er sich irgendwie noch als ungarndeutscher fühlt. Wenn er z. B. weiß, daß er ungarndeutscher Abstammung ist, seine Großeltern zu Hause Deutsch sprechen und er ein bißchen neugieriger ist, dann wird er sich auch später mit dieser Frage mehr beschäftigen. Wenn er die Sprache in der Schule lernt und mehr über das Deutschtum und das ungarndeutschtum erfährt, wird er sich vielleicht auch mit diesem Thema eingehender befassen. Ich habe den Kindern in der Schule mal die Frage gestellt: Wer ist ein echter Ungar, wer ein echter Deutscher? Es waren einige, die sagten: „Ich bin ein echter Deutscher“ oder „Ich bin ein Stockungar“. Die Identitätsauffassung ist sehr komplex.

Ist es Ihnen wichtig, in Ihren Werken über Ihre eigene Identität zu schreiben?

Mir ist es natürlich wichtig. Ich bin in einer ungarndeutschen Familie aufgewachsen, wo noch heute die Mundart gesprochen wird. Wenn man aus einer solchen Familie, solcher Umgebung kommt, dann kann man diese Frage nicht wegwerfen. Mir ist meine Identität, meine Herkunft, meine Zukunft und alles, was damit zusammenhängt, wichtig. Wenn ich mich mit solchen Fragen beschäftige, kommen sie auch in meinen Werken vor. Wenn man sieht, in welche Richtung die ungarndeutschen und die deutsche Kultur gehen, ist man erschrocken. Was wird die Zukunft bringen? Man möchte in seinen Werken diese Probleme hervorbringen, als Aufschrei den Lesern zeigen, was dann sein würde, wenn – hoffentlich wird das nie geschehen – hier in Ungarn keine ungarndeutschen mehr leben würden, wenn die Sprache, die Kultur, die Identität und alles verschwindet. Man möchte sein Scherflein dazu beitragen, daß dies nicht passiert. Die Sprache ist dafür unser bestes Mittel. Ohne Sprache kann man die Leute auch schwer erreichen, die noch eine solche Identität haben: die ältere Generation, die die Mundart beherrscht, die mittlere, die in der Schule etwas dazugelernt hat, und natürlich auch die Jugend-

lichen, die in der Schule die eigentliche Muttersprache erlernen müssen. Die Identität ist also hochwichtig, nicht die Identität der älteren und der mittleren Generation, sondern die Identität der Jugend.

Wenn Sie über die Sprache sprechen, meinen Sie das Hochdeutsche oder die Mundart?

Ich meine in erster Linie die hochdeutsche Sprache, weil wir mit den Mundarten Schwierigkeiten haben. In jedem Dorf gibt es eine andere Mundart. Nur sehr wenige Jugendliche sprechen heutzutage noch eine Mundart, einige gibt es aber noch. Die Jugend kann eher mit der Hochsprache etwas anfangen, wenn man das Thema Identität anschneidet.

Sehen Sie es als Identitätsverlust, wenn die heutigen Jugendlichen keine Mundart mehr sprechen?

Irgendwie sehe ich das so. Denn die Muttersprache der älteren und mittleren Generation ist die Mundart. Meine Muttersprache ist auch die Mundart und nicht die Hochsprache, die ich in der Schule gelernt habe. Man spricht von Muttersprache. Aber was ist die Muttersprache der heutigen Jugendlichen, die von zu Hause gar nichts mehr mitbringen? Weder die Mundart noch die Hochsprache. Die meisten von ihnen (95 Prozent oder mehr) müssen das alles in der Schule lernen. Ich kann in ihrer Relation nur an die Hochsprache denken. In Schomberg geben sich die Großmütter noch Mühe, ihren Enkeln die Mundart beizubringen. Im Unterricht kommt es oft vor, daß, wenn wir ein Wort in der Standardsprache lernen, die Kinder ungarndeutscher Abstammung sagen: „Meine Großmutter sagt das ganz anders.“ Das ist auch ein Problem für uns, denn die Mundart wäre ja die eigentliche Muttersprache.

Was ist Ihre Lieblingssprache, die deutsche Mundart, das Hochdeutsche oder das Ungarische?

Meine Lieblingssprache ist die Mundart, meine Muttersprache. Man kann sich in deutscher Sprache mit sehr vielen Leuten unterhalten. Wenn ich aber irgendwohin reise und eine Sprache in der Mundart höre, dann klopft mein Herz schneller; denn egal welche Mundart ich höre, ich denke an meine. Die Mundart ist nicht nur eine Sprache, sondern eine engere sprachliche Heimat: die Eltern, das Dörflein, die dortigen Menschen. Wenn die Möglichkeit besteht, spreche ich diese Mundart. Es kommt oft vor, daß ich mich mit Robert Becker in der Mundart unterhalte; früher auch mit Bekannten und Freunden und den anderen Autoren, die damals noch lebten. Das war unter uns ganz natürlich. Leider sprechen jetzt

Josef Michaelis

Lugio*

I.

Donaustrand mit Weiden
Steile Lößwand
Auf dem Schloßberg
herrliche Rundschau
Einst blickte forschend
Marcus Aurelius
auf das jenseitige Ufer
Drüben
Contra Florentiam
und die „Barbaren“
Jetzt Stille
An der Oberfläche
rote Tonscherben
eine römische Münze
mit grüner Patina
Warum zerbrach die Schüssel?
Wer verlor das Kleingeld?
Grillen zirpen die Antwort
gegen Abend
Das Porträt
eines Soldatenkaisers
mit Strahlenkrone
starrt entschlossen
meine Gedanken
graben sich in den Alltag
der Vergangenheit

II.

Auch Steine
der Trümmerwände
atmen
Sonst schweigen sie
Moosfeld
Mehlfeiner Wegstaub
reizt manchmal ihren Rauhals
Auf ihrem Marmorantlitz
verwitterte Schrift

Keine Spur
von Sklaven
die hohe Mauern aufzogen

III.

Der Himmelsspiegel
im Flußgekräusel
Schwalben flitzen
über die Ruine
Steinritzen
Ameisen rastlos
Zwei Marienkäfer
entfalten ihre Flügel
Feldblumentepich
Ein Meer von Gesumm'
Wie zweitausend Jahre zuvor
Zwischen Grashalmen
webt auch nun
die Kreuzspinne
das Netz der Liebe
einem pannonischen Paar

2004

* Der Name von Seetsche (Duna-szekcső) in der Römerzeit

gehört in erster Linie die Sprache“

immer weniger eine Mundart, so hat man nicht so oft die Möglichkeit, sie zu pflegen, nur in manchen Kreisen: Zu Hause, bei Freunden oder auch im Ausland spreche ich manchmal in der Mundart.

Sie dichten auch in der Mundart, doch warum überwiegt in Ihrer Dichtung das Hochdeutsche?

Man will nicht für die Schublade schreiben. Wenn ich schreibe, möchte ich, daß es auch gelesen wird. Jede Mundart klingt anders. Eine Mundart zu lesen ist immer schwierig. Wenn ich etwas in der Mundart gedruckt sehe, möchte ich das in meiner Mundart lesen. Ich kenne ja die anderen Mundarten nicht. Jeder versucht, das in seiner Mundart zu lesen. Das gelingt nicht immer. Etwas Ähnliches kommt heraus, aber es ist komplizierter, es gibt andere Wörter, andere Satzkonstruktionen usw. Man kann das verstehen, aber das ist schwieriger. Die Jugendlichen können das nicht mehr lesen. Ich darf nicht nur an die älteren Leute denken, die die Mundart lesen können. Wenn man in die Zukunft schaut, möchte man auch für die Jugend schreiben, etwas, was sie lesen und verstehen können. Dieser Generation kann ich meine Gedanken in Hochdeutsch viel besser vermitteln. Es ist sehr wichtig, daß die Jugend die deutsche Sprache beherrscht, dazu sind heutzutage die Möglichkeiten da, viel besser als zu meiner Schulzeit. In Deutschland wird in den Schulen auch nicht die Mundart unterrichtet, sondern die Standardsprache. Bei uns ist das genauso.

Wer bildet Ihr Lesepublikum?

In dieser Hinsicht habe ich ein bißchen Glück, denn ich habe auch den Kindern ein Büchlein [Zauberhut] geschrieben. Dieses Büchlein ist schon in der dritten Auflage erschienen. Wenn schon 8.000 Exemplare verkauft wurden, muß es doch jemand lesen. Dieses Buch wird auch in der Schule als Unterrichtsstoff behandelt. Von den Lehrern hängt heutzutage sehr viel ab. Man muß die Kinder nicht nur auf Bücher, sondern auf das ganze Thema aufmerksam machen, was nämlich mit der Identität, mit dem Deutschtum und allem zusammenhängt. Weil die Familien in letzter Zeit eine weniger wichtige Rolle spielen, müssen die Lehrer diese Rolle übernehmen. Bei Wettbewerben werden oft viele meiner Gedichte aufgesagt.

Ich bin natürlich nicht zufrieden, aber es gibt doch ein kleines Publikum, das die Werke, die ich geschrieben habe, gelesen hat. Damit war das nicht umsonst, und es gibt mir Kraft für die Zukunft, daß man nicht nur für die Schublade oder für sich selbst schreibt, sondern für einige, auch wenn es nicht so viele sind.

Werden Ihre Werke auch im deutschsprachigen Ausland gelesen?

Wahrscheinlich schon, aber in Deutschland kann man nicht so viele Exemplare verkaufen. Im Kreise der vertriebenen Ungarndeutschen kommen sie vor; sie kaufen sehr viele deutschsprachige Bücher aus Ungarn, auch Literatur. Ich konnte in Leipzig an der Buchmesse teilnehmen und eine Lesung halten, ich war am ungarischen Stand mit Persönlichkeiten zusammen, die einen großen Namen haben, mit Éva Janikovszky und Ervin Lázár. Bei einer Buchmesse kann man sich keine Bücher kaufen, nur anschauen. Der Leiter des ungarischen Standes hat mir erwähnt, daß einige Besucher das Büchlein Zauberhut „einfach mitnehmen“, also stehlen wollten. Ich meine, das bedeutet schon etwas! Das waren nicht Ungarndeutsche, sondern richtige Deutsche. Daß so etwas passiert ist, hat mir sehr gut gefallen. Einmal ist aber auch eine Kindergärtnerin mit meinem Buch in der Hand zum Leiter des Standes gegangen, weil sie ja nicht wußte, daß ich der Autor bin, und hat gefragt, wo man das Büchlein bekommen könnte. Ich habe ihr dann ein Exemplar geschenkt. In deutschen Schulen sind meine Märchen als Thema vorgekommen, und ich erhielt aus Deutschland von den Kindern Illustrationen zu meinen Gedichten und Märchen. Das war eine Überraschung für mich, wir blieben auch in Kontakt miteinander. Diese Kleinigkeiten machen mir richtig Lust, weiterzuschreiben. In der Dunkelheit brennt noch ein kleines Licht. Ich hoffe, daß es in der Zukunft auch einige geben wird, die unsere Werke lesen. Das ist keine große Schicht, aber ich meine, die Intelligenz wird doch dazugehören. In Nationalitätenschulen ist dieses Büchlein Pflichtliteratur. Es wäre gut, wenn es nicht Pflicht wäre, sondern gewähltes Thema. Wenn ich das Büchlein Zauberhut so betrachte, es ist wahrscheinlich keine so harte Pflicht, denn die Gedichte sind in einfacher, schlichter Sprache. Vielleicht haben die Kinder auch ein kleines Erlebnis zu den Themen, die dort vorkommen.

Die ungarndeutschen Autoren werden in Generationen eingeteilt. Sie gehören laut Ihrem Geburtsjahr zu der jüngeren Generation. Wenn man aber Ihre Ansichten, die Sie in Ihren Werken vertreten, in Betracht zieht, würde man die eher mit der älteren Generation in Verbindung bringen. Meiner Meinung nach sind Sie ein Bindeglied zwischen der älteren und der jüngeren Generation. Wie sehen Sie Ihre Position unter den ungarndeutschen Autoren?

Mit dieser Frage habe ich mich eigentlich noch nicht auseinander-

gesetzt. Die Werke, die ich in der ersten Zeit geschrieben habe, waren sehr themenbestimmt: Sprache, Natur, Liebe, Politik. Mit diesen Themen hat sich auch die ältere Generation befaßt. Ich habe vor fünfzehn Jahren Personen getroffen, die gesagt haben: „Ich hätte gedacht, daß der Josef Michaelis ein alter Mann von 70 Jahren sei.“ Ich fand es schon interessant, warum sie dies dachten. In der ersten Zeit habe ich sehr viel in Reimen geschrieben. Später, als ich diese Formen immer weniger benutzte, also nicht mehr nach dem klassischen Modell schrieb, haben sich die Leser wahrscheinlich schon einen jüngeren Autor vorgestellt. Es kann sein, daß ich zwischen der jüngeren und der älteren Generation stehe. Das ist wahrscheinlich richtig so. János Szabó, ein Kritiker – er ist leider schon gestorben –, hat einmal erwähnt, daß ich zwischen dem Morschen und dem Neuen hänge. Aber das Morsche bedeutet mir sehr viel. Da ist eine ältere Kultur, eine ältere Sprache, ältere Gedichtformen; sie sind mir sehr wichtig, weil ich mit diesen aufgewachsen bin. Ich habe Lenau und Petöfi gelesen. Ich mußte mich weiterentwickeln. Aber zurück zu dieser alten Generation. Leider leben heute nur sehr wenige von denen, die damals zum ersten Mal zur Feder gegriffen haben, wie z. B. Engelbert Rittinger, Georg Fath, Georg Wittmann. Sie waren uns damals Vorbild in dieser Sache. Die meisten haben das Schreiben nicht gelernt, das war nur so nebenbei. Sprachlich waren sie nicht so gut, aber sie haben sich Mühe gegeben. Ihre Werke und ihr Leben war, wie soll ich sagen, wahr. Sie waren markante Persönlichkeiten, wenn man ihr Leben betrachtet, was sie mitgemacht haben, wie ihre Wurzeln zum Ungarndeutschtum waren. Ohne sie hätten wir in der ungarndeutschen Literatur nicht den ersten Schritt tun können. Es waren darunter Bauern, Maurer, solche Leute, die das Thema Ungarndeutschtum richtig im Herzen trugen, sie wollten noch etwas retten, etwas tun. Ohne sie gäbe es vielleicht gar keine ungarndeutsche Literatur. Wir haben von ihnen sehr viel gelernt, vielleicht nicht in der Sprache, aber von der Haltung her; als Mensch waren sie uns ein Beispiel. Wir waren auch sehr gute Freunde. Ich möchte hier Engelbert Rittinger erwähnen. Er ist vor einigen Jahren gestorben. Er wohnte hier in der Nähe in Újpetre. Wir haben uns oft getroffen, waren gemeinsam auf dem Weinberg, wo wir uns über unsere Volksgruppe, die ungarndeutsche Literatur unterhalten haben; was wir machen möchten und müssen. Von der älteren Autorengeneration leben nur noch einige Leute wie z. B. Josef

Mikonya aus Tarian; sie kommen selten zu den Werkstattgesprächen. Wir sind ein bißchen alleine geblieben, ohne Hirten, sozusagen. Ich muß jetzt sehen, daß ich so langsam zu der älteren Generation gehöre.

Das Motto der ungarndeutschen Literatur war und ist, „Für uns und über uns schreiben“. Andererseits wurde immer betont, daß es ein Ziel ist, daß diese Minderheitenliteratur „mit der Zeit an die große Literatur heranreicht“. Sehen Sie da einen Gegensatz?

Das ist kein Gegensatz. Die Frage ist: Soll die ungarndeutsche Literatur zukunftsorientiert sein oder nicht? Die wenigen Autoren, die in deutscher Sprache schreiben – wenn ich zehn sage, würde ich wohl übertreiben –, könnten eigentlich auch in die große Literatur einsteigen. Das Ziel ist da. Wir möchten das. Wir möchten es aber so, daß wir das Thema Ungarndeutschtum nicht vergessen. Es wäre gut, wenn wir mit diesen Themen in die große Literatur einsteigen könnten. In der Weltliteratur gibt es viele Beispiele, z. B. Aitmatow, der in seinem engeren Kreis solche Themen gefunden hat, mit denen man auch in die große Literatur konnte und damit auch Erfolg erreichte. Über alltägliche Sachen, die für die Ungarndeutschen und auch für alle anderen auf der Welt (nicht nur für die Deutschen) wichtig sind, über allgemeine Themen, über Menschliches schreiben, das ist das Ziel, was überall seinen Platz hat, was jeder verstehen kann. Das ist die große Frage, ob wir das machen können oder nicht. Ich meine, Valeria Koch, leider schon tot, war ganz in der Nähe, sie hätte es schaffen können. Aber es ist nicht einfach. Sehr viele auf der Welt schreiben und schreiben in der deutschen Sprache. Wir versuchen in die große Literatur einzusteigen. Das Ziel ist da. Aber alle unter uns möchten es so schaffen, daß wir unsere Wurzeln nicht vergessen. Vielleicht schafft es jemand von der Jugend, Allmenschliches oder Menschliches zu schreiben, was für die ganze Welt interessant ist und derjenige vielleicht einmal bekannt wird. Man darf nicht aufgeben, man muß optimistisch sein. Nach dem Zweiten Weltkrieg ging alles verloren. Aber dann blieb doch eine Generation da, die die Sprache und auch in der Literatur etwas weitergegeben hat. Zu pessimistisch darf man das Thema nicht sehen. Die Intelligenz wird eine sehr wichtige Rolle spielen müssen, nicht nur diejenigen, die an unseren Schulen und Universitäten lernen werden, sondern auch irgendwo in Europa, denen die Wurzeln, das Ungarndeutschtum, die engere Heimat immer noch wichtig bleibt.

Quellen und Formen einer Sicherheit

Als Band 5 der Reihe Kunst der VUdAK-Bücher erscheint das Album des in Nadasch/Mecsekndasd lebenden und arbeitenden Malers und Bildhauers Antal Dechandt mit Beiträgen von Eugen Christ, Tamás Aknai und Ferenc Lantos sowie zahlreichen Abbildungen seiner Werke. Vorgesehen ist eine Ausstellung mit den Holzstatuen von Dechandt im Mai 2006 im Ungarischen Kulturinstitut in Stuttgart. Wir veröffentlichen den Beitrag von Tamás Aknai aus dem Album.

Die Landschaft, die ihn umgibt, ist sehr stark. Stark in ihrer Geomorphologie und stark in ihrer Flora. Die Politik hat in ihren bis heute wirkungsvollen Monumenten und mit starken Linien den hiesigen Einwohnern einen bestimmten Charakter gegeben. Es mag etwas besonders Wichtiges darin liegen, daß in einer eine zweifache Bestimmtheit der Traditionen erlebenden Gemeinde ein junger Mann, der mit jedem seiner Körperteile auf diesem Ort und seinen Traditionen beharrt, die Sprache der „neuen Kunst“ benutzt, zugleich aber auch die Empfindlichkeit eines doch noch der Natur direkt begegnenden Menschen mobilisiert. Wie Sprachen von einer zweifachen Bestimmtheit: erstens, weil die Rahmenbedingungen der dörflichen Lebensweise noch nicht so sehr aufgetaut sind, daß in ihr die Fragekomplexe der „modernen Kunst“ und die damit zusammenhängende förmliche „Freiheit“ vollständig annehmbar wären, zweitens weil die nationale minderheitenmäßige Lebensweise eine natürliche Zurückhaltung gegenüber jeden Assimilationsbestrebungen, die die nationalen Charaktermerkmale nebensächlich machen könnten, hervorgerufen hat. So steht das „Übernationale“ der „Modernen“ scheinbar im Gegensatz zu der Anerkennung der kulturellen Autonomie der Minderheit. Zumindestens in dem Sinne, wie sich das viele mit einem historisierenden-folklorisierenden Beigeschmack bis heute vorstellen. Antal Dechandt hat also zwei große Aufgaben: die Chancen der Weiterexistenz zu zeigen (indem man die ortsgebundenen seelischen und gegenständlichen Inspirationen verwendet), und daraus die Möglichkeit einer Bindung an die allgemeineren Aussagen der modernen Kunst in der Hoffnung auf das höhere Verständnis von Natur-Mensch-Kultur abzuleiten.

Um 1982 bot sich die Natur, die Landschaft als Ausgangspunkt für Dechandt an. Diese Zeit wird durch zahlreiche Tuschzeichnungen und mit Farbstift angefertigte Studien dokumentiert, für die am meisten

charakteristisch ist, daß ihre Analyse vom noch merkbaren weichsten Ton bis zum äußersten gesteigerten Fleck geht. Weiche Flecken, harte Arabesken wechseln sich ab auf diesen Arbeiten, neben ihrem improvisativen Charakter weisen sie eindeutig alle auf das fast gleiche Medium hin, aus dem 1949/50 Jenő Gadányi seine Tuschzeichnungen selbst stammen ließ. Ab 1983 begann die Überarbeitung der Ergebnisse der Naturstudien. Die Faktionen der Pilze und der mit Moos überzogenen Baumstämme sind erkennbar. Eine Skala bei der Bestimmung der Maße, ein Raster bei der Formensetzung, eine klare Ordnung der Stufen eines eigenartig visuellen Tonalitätsprinzips weisen auf die Existenz der Methoden hin, die sich aus einer künstlerischen Scharfsicht ableiten lassen. Er ist vom System nicht gefangengenommen worden, er blieb aber diszipliniert genug, um auch noch sentimental auftauchende Fragen mit einer ins Detail gehenden Genauigkeit zu analysieren und um eine in der Plastik oder Faktur steckende weitere Möglichkeit zu entwickeln und auch ihre Teilbeziehungen umsichtig zu untersuchen.

Er fand charakteristische Farbenkonstellationen zur Ausarbeitung seiner Probleme. Fast ausschließlich wird die sich von Jahreszeit zu Jahreszeit verändernde Farbenpracht des Waldes und der Wiese von ihm in seine Arbeiten eingebaut, die Schattierungen der Pilze, der Baumstämme, das grelle Grün des Frühlingsgrases und die Farbe der trockenen Herbstblätter. Dies sind alles Mischfarben, in ihren Nuancen sind die Grundfarben sehr selten zu entdecken, sehr oft ist aber eine ziemlich wilde Paarung von Farben (z. B. rot-grün, grün-blau, usw.) zu sehen. Die Formen, die die Bildflächen erobern, sind verschnörkelt wie die Ranken der Wildtrauben, mit Spitzen besetzt, dicht aneinander geschichtet. Die Windung der Schneckenhäuser, die bogenförmige Stromlinienform der Muschelschalen ist genauso ein Strukturelement auf seinen Bildern wie ein von Menschen geschaffener und von Menschen verlassener Gegenstand, der unaufhaltsam wieder zur Natur wird. Der 1986er Zyklus der Kunstwerke „Chaotisches Weltbild“, „Schweben“, „Auflösung“ und der 1981er Zyklus mit dem Titel „Unterwassergefühl“ führen zur neuen Formauffassung, in der es scheinbar keinen Platz für abstrakte Harmonieformeln gibt. Die 1986/87 angefertigten hölzernen und farbigen Terrakottplastiken lassen die auf großen Kohlezeichnungen und Gemälden vorbereiteten organischen Formbeziehungen gleichsam im Raum erscheinen. Es gibt auf diesen Skulpturen keinen rationell erklärbaren Bogen, keine Schale, Faktur oder Flächenfarbe. Sie sind Treffpunkte zerfallender oder zufällig aufeinanderfallender Formen,

einer scheinbaren Unordnung. Aber geradezu darin kann man ihre Bedeutung erfassen.

Ob es uns gefällt oder nicht, der mit der Natur zusammenwirkende Mensch „entdeckt“ bestimmte Mittelpunkte, um die er die unterschiedliche Vielfalt der organischen Qualitäten sich anhäufen sieht. Die auf einen Mittelpunkt ausgerichtete geometrische Punktmäßigkeit der Plastiken verschwindet sozusagen vollständig im Aufeinanderstürmen der die Ordnung immer anders verkörpernden Stoffteile, mit dem Ziel zu behaupten, es gäbe keine Ordnung und es gäbe auch kein Gesetz. Wäre die Aufgabe des schaffenden Künstlers „nur“ die Simulation dieses chaotischen und zusammenhanglosen Aufeinanderstürmens? Indem die für das erkennende Auge sichtbar werdende Bewegung ein Beweis der nur sehr schwer zu vernichtenden Energie des Lebens sein soll, ganz bestimmt. Die willkürliche ästhetische Wertemanipulation spielt bei der Ausgestaltung eines solchen plastischen Gebildes eventuell gar keine Rolle. Sie ist ja auch nicht nötig. Dechandts Bestrebung ist sichtlich, die auch für die gesellschaftlichen Funktionen der Visualität zu beglaubigenden „Ausdrücke“ in einem nicht besonders auffallenden Medium zu finden – ohne Rücksicht auf die modisch gewordenen Phraseologien des „Einbaus“. Diese seiner Arbeiten sind Allegorien, die Allegorien des vielleicht ohne Menschen auch funktionsfähigen ewigen Lebens.

Auch im Hintergrund seiner besten Arbeiten stehen Naturstudien. Fotografien von Gras, Zweigen, Ästen, Steinen und Gewässern. Diese „Abdrücke“ bringt er mit den künstlerischen Verfremdungseffekten, Vergrößerungen, Lichtkopien (alle mechanische Methoden) auf eine da bereits geheimnisvollen Ebene der dominanten Form und der Tonvariante. Aufgrund der Lichtkopien sind zahlreiche große schwarz-weiße Ölgemälde angefertigt worden. Auf diesen Arbeiten erwecken die abstrakten Felder von Schwarz und Weiß und flammigen Auswirkungen der im Kopierer hergestellten Torsionen die Vorstellung von der provisorischen Irregulierbarkeit, die eher eine Inspiration in Richtung Wandel ahnen lassen, als die nach den Prinzipien der Reduktion orientierte Vereinfachung und Chancenausschließung. Nach den schwarzen Bildern sind Dechandts Leinwände farbig geworden, und ihre thematischen Ausgangspunkte sind bis heute irgendwelche in der Natur bestimmenden Formsituationen. Um dies spüren zu lassen, nimmt der Künstler auch Möglichkeiten der „Neuen Malerei“ in Anspruch. Er malt also fieberhaft, mit einem dicken Pinsel, im Interesse des Spurenhinterlassens erlaubt er sich jeden Eingriff. Und ein dekoratives, melodisches Geflecht entsteht durch



die Arbeit seiner Hände, das die Frische des Naturerlebnisses genauso in sich trägt wie auch die Sehnsucht nach Schaffung einer selbständigen künstlerischen Sprache.

Ende der achtziger Jahre schuf er die aus gefundenen Baumstümpfen, Ästen komponierten Skulpturen, die noch immer ihre aus der Natur stammende Regellosigkeit wahren, sie wirken aber – nachdem ihre „Wilde“ verschwand – gleichsam als zweideutige Erscheinungen, da ihre Oberfläche mit spannenden künstlerischen Eingriffen umgestaltet wurde. Die eine ihrer Bedeutungen liegt in der Unmittelbarkeit des Naturbildes, die andere aber in der Verfremdung der ursprünglichen Formqualitäten der Natur, in der Umgestaltung in eine geradezu neue Qualität. Es sind keine Äste, Baumstämme, Baumstümpfe mehr, aber auch noch keine Lebewesen. Eine Unsicherheit charakterisiert diese Werke in Hinblick auf ihre Formung und auch ihre durch die Form entstandene Bedeutung. Ihr Schöpfer scheint ihrem Ursprung eine Art religiöse Ergebenheit entgegenzubringen, daher findet er seinen Interventionsanspruch gesellschaftlichen Ausgangs auch nicht höherrangig als die Darstellung der naturhaften Ausgangssituation. Er zeigt nur an, daß er einen solchen Anspruch besitzt. Aber auch diesen Anspruch versucht er von Zeit zu Zeit in einem seiner Werke auf ein Minimum zu senken, diese Skulpturen sind 1991 zu einem ausgeprägten Zyklus geworden. Die „Laute“ von Holzblöcken menschlicher Größenordnung färbt er mit den weitaus differenzierteren „Worten“. Zu seinen künstlerischen Eingriffen benutzt er das vom Holzblock verlangte Instrument, die Axt. Die Poesie des Schaffens erscheint so in der Praxis des Holzfällens. Bruch, Schnitte mit Holzsäge ergeben den Inhalt des Stilisierens, und sie sind von naturhaften Destruktionen „ausgeliehene“ plastische Situationen, die aus ihren natürlichen Zuständen Dechandt nicht so sehr hervorzuheben bestrebt ist, daß dieser Rückhinweis irgendeine Art Bildzerstörung mit sich bringt.

Tamás Aknai

Konstruktive Postmoderne



Die Einführung in die Ausstellung von Ákos Matzon (1. v. l.) am 30. April 2004 im Ungarischen Kulturinstitut, Stuttgart, hielt Dr. Gábor Ébli (2. v. r.) vom Institut für Kunstgeschichte der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

Konstruktive Postmoderne – ist das kein Widerspruch? Konstruktive Kunst kennen wir ja als eine der führenden Richtungen der klassischen Avantgarde. Dagegen soll die Postmoderne gerade aus dem Zerfall dieser Avantgarde entstanden sein. Lassen sich denn diese zwei Kategorien vereinbaren?

Diese Ausstellung beweist, daß das heutige Schaffen von Ákos Matzon eben in dieser Kombination seinen Sinn findet. Matzon versteht konstruktive Kunst nicht als geschichtliches Phänomen, sondern als generelle Denkweise, die zu verschiedenen Zeiten zur Geltung gebracht werden kann – natürlich in verschiedenen Formen. Daher ist er frei, sich auf die Tradition der klassischen Moderne kreativ zu beziehen und gleichzeitig dieses Feld in gegenwärtiger Auffassung neu zu bespielen.

Er bleibt auch sich selbst treu. Als ehemaliger Architekt – und freischaffender Künstler in den letzten zehn Jahren – erlebt er in seinen Kompositionen Erlebnisse vom Raum und Licht, von Tiefe und Dichte. Als Konstruktivist verwendet er immer noch Weiß und Schwarz als Schlüsselfarben. Er hat aber ebenfalls keine Hemmungen, auf seine Präzision und strukturelle Disziplin zu verzichten. In seinen jetzigen Bildern täuscht er uns oft durch bewußt ungenaue Geometrie, durch mehrfach zu deutende Applikationen, die wie nicht eindeutig auflösbare Rätsel und Zeichen oder Schreibformel unsere Betrachtungsweise schweben lassen. In manchen Werken verrät er diese Zweideutigkeit bereits im Titel, wie in „Apokrifia“, wodurch der unsichere Status von spezifischen Werken, Verhältnissen, aber auch von seinen eigenen Kunstwerken innerhalb des Kanons heraufbeschworen wird.

Auch vor Farben hat er keine Angst. Wie Sie im Relief „Hansa“ auf der Einladungskarte gesehen haben, verleiht er der klassischen

Komposition durch ein Stück Kadmiungelb ganz neue Perspektiven. Rot definiert eine andere Paraphrase nach Malewitsch, genannt „Himmelsbrücke“. Sogar die Farben der heutigen Massenkultur begegnen uns hier, wie z. B. in Matzons Kollagen aus weggeschmissenem Werbematerial. Die Serie „G“ beruht durchaus auf dem Zusammenspiel von Farben und elementaren Formen – wie das auch in dem die Serie inspirierenden menschlichen Kontakt ideal ist.

Es ist genau dieses Menschliche, das in diesen Werken das Wichtigste ist. Es ist eine Vereinbarung von einem klassischen, elitären, konstruktiven Programm des Ordners der Welt, das bis zur Aufklärung zurückgeht, und der „conditio humana“, die sich inzwischen als viel komplexer und als viel weniger regulierbar erwiesen hat. Das Schiefe in diesen Linien, der Pseudoraum in diesen Kompositionen, das Unsichere in den Perspektiven der Werke dieser Ausstellung sind alles Konzessionen an die Konditionalität des Lebens. Es sind alles Versuche, das konstruktive Programm dadurch in unserer heutigen Zeit zur Relevanz zu verhelfen, daß man es nicht als übermenschlich Intellektuelles, Präzises, sondern als mit den Fragezeichen der menschlichen Existenz Vereinbares darstellt.

Die Proportionen bleiben allerdings klar. Das Ziel ist, eine freie, autonome Welt der transparenten Kunst zu schaffen. Das Unsichere, das Zufällige und das Unentzifferbare werden nur als Mittel dazu gebraucht, dieses Ideal in einen lebhaften Dialog mit dem Publikum zu bringen. Zur (nach Berlin und Ulm weiterreisenden) Ausstellung liegt ein dreisprachiges Buch über den Künstler vor. Wie darin Eugen Christ aus Stuttgart, geschrieben hat: „Nichts wird [in diesen Werken] dem Zufall überlassen, das Zufällige ist selbst gekonnte Absicht“.

Franz Hock wurde 80

Wir sind die sterblichen Kinder der Natur. Das ist eine ewige Warnung an jene, die in den Jahrhunderten nach Jean Jacques Rousseau geboren wurden und mitschuldig sind an dem Verbrechen, welches die Menschheit unter dem Vorwand der Zivilisation mit konsequentem und methodischem Verüben der Selbstvernichtung Tag für Tag an sich selber begeht. Hat sich also der Mensch selbst zum Tode verurteilt? Ist nur die Natur ewig?

Es ist Sache des sensiblen Sterblichen und des Künstlers, dabei zu helfen, daß wir das goldzeitalterliche Ganze in uns „wieder in Zellen zerlegen“ können, damit wir das Vollständige auch in kleinen Details finden können, in einem vollkommen natürlichen Gebilde, dort in der Welt, wo noch Einklang besteht zwischen Organischem und Anorganischem.

Franz Hock erforscht das verborgene Leben der Landschaft, der Menschen, der Dinge, er versucht, die hinter der Oberfläche wirkenden Kräfte sichtbar zu machen, sucht konsequent die verloren geglaubte Harmonie. Mit pantheistischer Andacht nähert er sich einem alten Baum, auch in der öden Gegend einer Kiesgrube bewegt er sich vertraut; der Farb-Licht-Form-Zauber der Wasseroberfläche, die Farbveränderungen der Sonnenscheibe: das sind die Hauptdarsteller seiner Gemälde.



Er ist es, der die Abstrahierung braucht, um dem Wesentlichen näherzukommen. Er stilisiert den Anblick und trennt sich trotzdem nicht ganz von ihm. Seine Landschaftsbilder sind keine „echten“ Landschaften im impressionistischen Sinn des Wortes, nicht Ausschnitte aus dem Ganzen, sondern ineinander



verwobene Visionen. Das Ordnungsprinzip seiner Kompositionen ist nicht die herkömmliche Perspektive, sondern die sich aus dem Zusammenklang, den musikalischen Rhythmen der Farben aufbauende neue Ordnung. Bei seinen muralen Aufträgen bediente er sich konsequent der von seinen Tafelbildern her bekannten, herauskristallisierten Formenordnung. Ende der siebziger Jahre schuf er das bunte Deckenfester des Foyers der wiedererbauten Budapest Redoute und das Mosaik im großen Saal des Bonnharder Kulturhauses. Seine der Abstraktion zugewandten, summierenden Formulierungen entsprechen ausgezeichnet der Spezifika der monumentalen Kunstgattung. Die klassischen Kompositionen des Mittelalters betrachtet er als Qualitätsmaßstab, bei seinen großformatigen Arbeiten stellte er sich aber auf alle Fälle eine dynamischere Formenordnung vor und verwirklichte sie auch.

Während seiner ganzen künstlerischen Laufbahn blieb Franz Hock dem Geist des Anfangs treu. Die Harmonie sucht er, die Natur, die unwiederholbare, ewige Ordnung der Welt; er erforscht das dichte Geflecht menschlicher Beziehungen, den ewigen Kreislauf.

Rózsa Köpöczi
Kunsthistorikerin
(Entnommen der interethnischen Zeitschrift „Barátság“)

Franz Hock wurde am 1. Dezember 1924 in Bogdan/Dunabogdány geboren. 1949 begann er sein Studium an der Hochschule für Bildende Kunst, 1954 erhielt er sein Diplom. Seine Studienreisen führten ihn nach Polen, in die Sowjetunion, nach Italien, in die Tschechoslowakei, nach Österreich, Deutschland, Holland, Belgien, England und Frankreich.

Bedeutendere Einzelausstellungen: 1963 „HATOK“, Ernst-Museum, Budapest; 1973 Kiskunhalas; 1975 Tapiószéle; 1979 Kelesch/Kölesd; 1980 Csontváry-Saal, Budapest; 1981 Bonnhard/Bonyhád; 1982 Dömös; 1984 Jink/Gyöng; 1985 Hedjeß/Högyész; 1991 Waitzen/Vác; 1993 Sebegin/Zebegegy; 1995 Leutenbach; 2001 Opernhaus, Budapest.

Murale Werke: 1972 Kiskunhalas, Panno; 1975 Steinamanger/Szombathely, Mosaik; 1980 Budapest, Redoute, farbige Glasfenster; 1981 Bonnhard/Bonyhád, Mosaik.

Preise: 1957 Preis der Miskolcer Ausstellung; 1959 – 64 Derkovits-Stipendium; 1972 Preis der Debreziner Ausstellung; 1991 Golddiplom bei der Biennale für Landschaftsbilder in Hatvan; 1993 Maria-Gedenkmedaille in Neufeld, Waitzen/Vác.

Veröffentlichungen des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler

Herausgegeben von Johann Schuth

Reihe Literatur

Band 1: Josef Michaelis: Sturmvolle Zeiten. Gedichte 1976-1990. Budapest 1992. 119 S. ISBN 963-04-2032-5 Preis: 500 Ft

Band 2: Valeria Koch: Wandlung. Gedichte. Budapest 1993. 75 S. ISBN 963-04-2338-3 ISSN 1216-6324 Preis: 200 Ft (Vergriffen)

Band 3: Josef Mikonya: Krähen auf dem Essigbaum. Erzählungen, Gedichte. Budapest 1994. 223 S. ISBN 963 04 3238 2 ISSN 1216-6324 (vergriffen)

Band 4: Stefan Raile: Dachträume. Erzählungen. Budapest 1996. 232 S. ISBN 963-8333-00-6 ISSN 1216-6324 Preis: 350 Ft

Band 5: Robert Becker: Faltertanz. Gedichte. Budapest 1997. 112 S. ISBN 963-8333-01-4 ISSN 1216-6324 Preis: 350 Ft

Band 6: Valeria Koch: Stiefkind der Sprache. Ausgewählte Werke. Budapest 1999. 232 S. ISBN 963-8333-04-9 ISSN 1216-6324 Preis: 500 Ft

Band 7: Engelbert Rittinger: Verschiedene Verhältnisse. Ausgewählte Werke. Budapest 2001. 240 S. ISBN 963-8333-05-7 ISSN 1216-6324 Preis: 940 Ft

Band 8: Josef Michaelis: Treibsand. Ausgewählte Texte 1976 – 2001. Budapest 2004. 208 S. ISBN 963 8333 08 1 ISSN 1216-6324 Preis: 900 Ft

Reihe Kunst

Band 1: „Dort drunt an der Donau“. 22 Graphiken von Robert König und Texte zur Geschichte der Ungarndeutschen. Budapest 1996 Preis: 9000 Ft

Band 2: Josef Bartl: Zeichnungen. Mit einer Einführung von Eugen Christ. Budapest 2003 ISBN 963 206 174 8 Preis: 800 Ft

Band 3: János Wagner: Arbeiten 1996 – 2002. Mit einer Einführung von Eugen Christ. Budapest 2003 ISBN 963 206 283 3 Preis: 940 Ft

Band 4: Ákos Matzon NET (deutsch-englisch-ungarisch). Mit Beiträgen von Eugen Christ, Miklós Hernmádi, Imre Vörös und Tibor Wehner. Budapest 2003 ISBN 963 8333 09X ISSN 1216-6324 Preis: 2000 Ft

Band 5: Dechandt. Mit Beiträgen von Eugen Christ, Tamás Aknai und Ferenc Lantos. Budapest 2004 ISBN 963 8333 10 3 ISSN 1785-7465 Preis: 900 Ft

VUdAK. Künstlersektion des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler. Budapest o. J. Preis: 500 Ft

Weitere Bücher:

Misch Ádám. Ein Künstlerportrait.	2480 Ft
Franz Sziebert: Unzuverlässig?	1500 Ft
Márnai-Mann: Hometskschichten.	300 Ft

Ins Ausland Preise auf Anfrage!

*

VUdAK – Verlag des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler
Budapest, VI. Lendvay u. 22 II. H-1062

Tel.: +36 1) 302 67 84, +36 1) 302 68 77

Fax: +36 1) 354 06 93

E-Mail: neueztg@hu.inter.net

Internet: www.neue-zeitung.hu

Zauberhut

Das Kinderbuch von Josef Michaelis „Zauberhut“ ist in der Geschäftsstelle der LdU, Budapest, Júlia Str. 9 H-1026, erhältlich. Preis: 600 Ft.
Preis ins Ausland bitte anfragen!



Eine Ausstellung mit Werken des Graphikers Robert König wurde im Fünfkirchner Lenau-Haus (Fünfkirchen, Munkácsy Str. 8) durch Bosch-Manager Axel Halling eröffnet (Foto). Zu besichtigen ist die Ausstellung bis zum 28. Feber 2005.

Steuer

Der Vorstand des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler bedankt sich bei all jenen, die mit 1 Prozent ihrer Einkommensteuer den VUdAK unterstützt haben. Den Betrag – 59.036 Forint – haben wir für das Werkstattgespräch 2004 in Wiland verwendet.

Wenn Sie 1 Prozent Ihrer Einkommensteuer auch 2005 dem VUdAK zukommen lassen wollen, hier unsere Steuernummer: 19656324-2-42.

Herzlichen Dank im voraus!

Signale

Neue-Zeitung-Beilage für Literatur und Kunst

Redaktion: **Johann Schuth**

Anschrift: Budapest, Lendvay utca 22, H – 1062

Tel.: +36 1 302 67 84, Fax: +36 1 354 0693

E-Mail: neueztg@hu.inter.net

Internet: www.neue-zeitung.hu

Verantwortlich für die Herausgabe

Dr. László Kodela

Vorstandsvorsitzender/Generaldirektor von

Magyar Hivatalos Közlönykiadó GmbH

Satz: Neue-Zeitung-Stiftung

Druckvorlage: COMP-Press Kft.

Druck: Magyar Hivatalos Közlönykiadó

Lajosmizsei Nyomda

Verantwortlicher Leiter:

Norbert Burján

*

Die Herausgabe der Signale wurde gefördert vom Ministerium für das Nationale Kulturerbe und vom Nationalen Grundprogramm für Kultur



NEMZETI KULTURÁLIS ÖRÖKSÉG
MINISZTERIUMA